P. o. gann.
1765 5/2 Buron

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

26488,

<36620179520012

<36620179520012

Bayer. Staatsbibliothek

S

Johannes Kepler.

Historische Erzählung

von

Julie Burow.

Landauer'sche Bibliothek Schoppinus

Zweite Abtheilung.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

In einer Morgenstunde des nächsten Tages, in einer solchen aber, die von allen andern Bewohnern Prags noch Nacht genannt wurde, denn es hatte eben zwei Uhr nach Mitternacht geschlagen, saß Kaiser Rudolf in dem seltsamen, wüsten Saale, den er sein Arbeitsgemach zu nennen beliebt hatte, mit großem Eifer vor einem Zeichenbrete. Eine Bronzelampe von großer Schönheit, Geschenk des ältern Herrn von Rosenberg und von diesem einst dem Kaiser Max aus dem Orient mitgebracht, stand auf seinem Arbeitstische, und nur von ihrem Lichte war das große Zimmer zweifelhaft erhellt, denn draußen lag noch die Winternacht unheimlich und düster auf den feuchten Straßen der Hauptstadt.

Der Kaiser hatte über seine wie immer höchst nachlässig angelegte Kleidung einen kostbaren Pelz geworfen, dessen Futter aus Amerika von jenem vielgenannten Vetter der Gräfin Polixena, Herrn Gonsalvo de

Mendoza, mitgebracht und von ersterer dem Kaiser zu Füßen gelegt worden war.

Das düstere Lampenlicht war der Beschäftigung des Fürsten, der beim eifrigen Zeichnen sehr oft die vor ihm auf dem Tische liegenden vielfarbigen Stifte wechselte, keineswegs günstig, und so schob er zuletzt das Zeichenbret von seinen Knieen, stellte es verdrießlich gegen die Wand und murmelte vor sich hin: „Es geht nicht; auch das geht nun einmal nicht! Es wird mir kein Erfolg in Allem, was ich thue oder zu thun versuche. Kaiser Rudolf ist der ärmste, der beklagenswertheste Mann in allen seinen Reichen.“

Er stützte den Kopf in seine Hand und schaute mit schwermüthigem Ausdruck ins trübe Licht der Lampe.

„Licht, Licht, das ist's, was ich bedarf, was ich vergebens suche und nie zur rechten Zeit finden kann.

Alle andern Menschen haben zu ihrer Arbeit den Sonnenschein; wenn ich arbeiten muß, ist er auf der entgegengesetzten Hälfte der Erde. Wohl sagte König Philipp, mein stolzer Oheim, die Sonne gehe in seinem Reich nicht unter, in meinem mag sie wohl nicht aufgehen. Ich bin verdammt, die höchsten Schätze der Erde für immer zu entbehren.

Licht und Liebe! Im Lichte lauern die von meinem entsetzlichen Bruder gedungenen Mörderdolche auf

mein zuckendes Menschenherz, und wollt' ich die Blüte der Liebe pflücken, würden rebellische Söhne, verrätherische Vatermörder mein Dasein enden. Schrecklich, o schrecklich! Und doch, doch, Gott, Herr der Welt, bin ich Dein treuer Diener! Ich schütze Deine heilige Kirche und vernichte die Ketzer, welche dieselbe bedrohen.

Mein Herr Vater, Kaiser Max, dessen Name noch so oft mit einer Dankbarkeit vor meinen Ohren genannt wird, die ein Spott und Schimpf für mein kaiserliches Wirken ist, wählte den Frieden mit seinen ketzerischen Unterthanen; er bestätigte den von Deiner Kirche Abgefallenen die schändliche Freiheit, dem heiligen Glauben an Dich in ihren Kirchen und Bethäusern durch verruchte Ketzereien zu spotten. Ich halte fest an Dir, stehe unerschütterlich mit Deiner Kirche; der Majestätsbrief, den diese Abtrünnigen zum Schutze ihrer Irrthümer ertrotzen wollen, ist nicht unterzeichnet, wird nicht unterzeichnet werden, und dennoch, Gott, Du Herr des Kaisers, welcher der Herr der Welt ist, schlägst Du Deinen treuesten Sohn mit der Geißel der Untreue, die verrätherische Unterthanen, verrätherische Freunde, verrätherische Geschwister und Verwandte gegen ihn schwingen. Weh mir, weh mir, wenn das Deine Gerechtigkeit ist, Herr des Himmels und der Erde!"

Er lehnte von neuem sein müdes Haupt in seine

Hand und versank schweigend in seine düstern Gedanken. Dann plötzlich aufspringend, pfiff er auf dem silbernen Pfeifchen, mit dem er seinen Leibdiener Philipp Lang herbeizurufen pflegte; doch nicht dieser erschien auf den Ruf, sondern ein anderer, um viele Jahre jüngerer Mann mit freundlichen Zügen, Lang's Nachfolger in seinem Amte, Hans Jakob König, trat bei dem Kaiser ein.

Rudolf sah ihn an, als ob er träume und rief dann fast grollend: „Wo ist Lang? Wer bist Du? Und was willst Du hier?"

„Majestät!" entgegnete der also Angeredete ängstlich, „ich bin Ew. Gnaden getreuer Diener Jakob König, und es ist Ihnen nicht unbekannt, daß Philipp Lang schon seit Monaten im Gefängniß sitzt wegen schwerer Betrügereien und anderer groben Verbrechen."

„Ja, ja!" sagte der Kaiser, seine Hand mit einer Geberde, als wolle er sich dadurch das Nachdenken erleichtern, auf seine bleiche Stirn legend.

„Ja, er hat mich auch betrogen, und wie betrogen! der Schuft, den ich mit Gnade überhäufte, dessen Schutz und Stütze ich war. Er hat mich betrogen, nicht nur um die vielen Tausende, die er in meinem Dienste zusammengerafft — was ist Gold und Silber? Elender Staub! er hat mich auch betrogen um das Glück der Liebe, das

auch mir, dem armen Kaiser, hätte lächeln können. Er hat die Bilder vertauscht von mehr als einer fürstlichen Jungfrau, die ich hätte lieben können, wenn ich gewußt hätte, sie sei schön und gut. Diese Astrologen und Sterndeuter haben mich auch betrogen mit ihren Prophezeiungen; selbst Polixena hat mich betrogen, als sie sich weigerte, mir anzugehören als mein Eheweib. Sie weigerte sich nicht, weil sie mich so liebte, daß sie nicht als Mutter von Rebellen die Prophezeiungen der Sterne zu meinem Unheil bestätigen wollte, nein, weil dieser Ferdinand von Steiermark, dessen Treue und Ergebenheit ich mir dadurch, daß ich ihn zu meinem Erben und Nachfolger erklärte, sie bestochen, durch Gold und Edelsteine bestochen hatte, damit sie seinen Aussichten durch eine Heirath nicht entgegentreten solle.

Falschheit, Lüge, Tücke rings um mich her! Es lügen die Menschen, es lügen die Sterne, es lügen auch die Verheißungen Gottes, denn seine Priester und die Verkündiger seiner Lehren sind auch Menschen und nur mit ihrem eigenen Vortheil beschäftigt. Wo ist Johannes Fickler, dieser kluge Abgesandte meines edlen Vetters und Nachfolgers Ferdinand, der uns jetzt verließ, jetzt, wo wir seiner Treue und seines Beistands bedürfen? Denn auch der Kaiser, der Herr der Christenheit, bedarf der Liebe und Treue derer, die er liebt.

O mich liebt Keiner, Keiner! Nicht das Weib, das ich verehrend liebte, noch der Diener, den ich mit Wohlthaten überhäuft hatte, sie alle, alle diese elenden Menschen sind wie die Panther, Tiger und Hyänen meines Thiergartens, die die von ihren Wärtern ihnen gereichte Nahrung alle Tage im Jahre fressen, aber nicht nur diese Wärter, sondern auch mich, ihren Herrn, in Stücke reißen würden, sobald sie einen von uns mit ihren greulichen Tatzen ergreifen und zu sich ziehen könnten. O, es ist fürchterlich, es ist namenlos schrecklich, die einzige Menschenseele zu sein unter den wilden Bestien, Tigern, Schlangen, Wölfen und Krokodilen, die diesen erbärmlichen Erdball bewohnen."

Das Wesen des unglücklichen Kaisers hatte etwas Wildes, Verwirrtes, und als er seine hellblauen Augen emporrichtete zu dem sich langsam erhellenden Winterhimmel, waren sie von Thränen verglast, die, plötzlich fließend, wie Regentropfen auf die Marmorplatte des vor ihm stehenden Tisches fielen.

„Und ich bin der treueste Sohn der Kirche", rief er dann mit heftiger Geberde, „ich will und werde Deinen heiligen katholischen Glauben erhalten in meinen Landen! Wirst auch Du mich betrügen, Gott und Herr, König der Könige? Ich will Dich herausfordern, Mann gegen Mann, obgleich ich, wenn auch der Kaiser und rechtmäßige Be-

herrscher dieser Lande, doch nur ein Mensch bin Dir gegenüber, dem allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde.

Da, jenseits des Weißen Berges, liegen die Soldaten, die ich, der Kaiser, geworben, um hier in Böhmen meine ketzerischen Unterthanen zu zwingen, daß sie zu Deiner heiligen Kirche zurückkehren; da liegen sie, die diese Böhmen brandschatzen sollen, bis sie den Befehlen ihres Gottes und ihres Kaisers sich fügen. Sie liegen ohne Sold, wie die hungernden Hyänen. Aber er, der ihr Anführer sein sollte, der Bruder dessen, dem ich sterbend die Welt hinterlassen wollte, der Knabe Leopold von Passau wagt es nicht, sich an ihre Spitze zu stellen und hat gemeinschaftliche Sache gemacht mit meinem Todfeinde Matthias, der diesen ketzerischen Böhmen versprochen, sie in ihrem falschen Glauben zu schützen.

Sie sind in Wien zusammen gewesen, die Fürsten meines Hauses sowohl als die kleinen Regenten deutscher Lande; auch Ferdinand und Matthias sind darunter gewesen und haben sich geeinigt über das Erbe, das sie mir entreißen wollen, und der jüngere Rebell hat erklärt, es dem ältern bis zu seinem Tode lassen zu wollen, wenn es ihm dann nur zu Theil werden solle. Sie haben alle beschlossen, mich, dessen Handlungen von Wahnsinn und Geistesschwäche zeugen, der mir von Gott ver-

liehenen Kronen zu berauben, die Forderungen meiner protestantischen Unterthanen wegen Bestätigung des Majestätsbriefes zu unterstützen und durch Verrath an ihrem Gott und ihrem Kaiser untereinander zum Frieden zu kommen.

O, und das kann Ferdinand thun, den ich geliebt wie ein Vater sein Kind! Das könnte Gott zulassen, dessen rechter Arm ich war in meinen Landen!

Pfui, pfui über die Welt, Fluch dem Glauben, der mich verräth! Fluch der Liebe, die sich mir entzogen! Fluch dem Vertrauen, das mich betrog und belog!"

Der Kaiser war bei diesen letzten, in wilder Wuth gesprochenen Worten von seinem Stuhle aufgesprungen und leidenschaftlich im Zimmer auf und ab gegangen, die Hände bald zum Himmel emporhebend, bald vor sich her ringend. Sein ganzes Gebahren war von der Art, daß der immer noch im Zimmer stehende Kammerdiener sich von Furcht und Entsetzen ergriffen fühlte.

Nach einer Weile schien die wilde Aufregung des Kaisers sich zu legen.

Der Kammerdiener hatte sich leise hinweggeschlichen, um nicht fernerhin Zeuge von Scenen zu sein, deren Kenntniß dem einfachen Diener hätte Schaden bringen können, doch ein neues Pfeifen seines Herrn rief ihn in dessen Nähe zurück.

Der Kaiser saß wieder an seinem Zeichenbret. „Welche Stunde haben wir?“ fragte er mit ziemlicher Ruhe.

„Bald sechs Uhr“, entgegnete der Gefragte.

„Gut! Es soll ein Bote gesendet werden an Pater Johannes Fickler und seinen Begleiter Cysetus; ich will die ehrwürdigen Herren sprechen, sobald sie angekleidet sind.“

Der Kammerdiener verneigte sich und verschwand.

„Ich glaube“, flüsterte Kaiser Rudolf leise und mit verstörtem Blicke, „ich glaube, daß man des Kaisers geheiligte Person allein und unbewacht läßt in diesen unheimlichen Räumen; ein sich hier einschleichendes Weib könnte, ihr Schnürband um meinen Hals legend, meinen liebevollen Bruder Matthias, den König von Ungarn, alsbald auch zum Könige von Böhmen machen.“

Er schauderte. „O wie garstig ist diese Uebergangszeit vom Nachtdunkel zum Tageslichte“, sagte er dann; „scheint's doch, als ob die Geister der Nacht und des Tages mit eiskalten Armen ringend gegen einander kämpften. Glücklich alle, die diese täglichen Kämpfe im Schlafe vergessen! Ich gehöre zu diesen Glücklichen nicht.“

Und wieder versank der unglückliche Fürst in seine alten schmerzlichen Gedanken.

In den Höfen des Hradschin begann indeß das Leben des neuen Tages sich allmälig zu regen. Wachen wurden an verschiedenen Thüren abgelöst und die ab und zu gehenden Mannschaften wechselten flüsternd das Losungswort. Einige Leibpferde des Kaisers, schöne Thiere von edelster Zucht, auf welchen der Monarch sonst bei dunkler Nacht seine Reitübungen in den großen, zum Theil unterirdischen Marställen vorzunehmen pflegte, wurden von den Stallknechten in den großen Höfen auf und ab geführt. Aus dem nahen Hirschgraben ertönten die Stimmen der wilden Thiere. Die Lichter in den Zellen der Alchymisten hörten auf, hell aus den schießschartenartigen Fenstern zu leuchten, dagegen kräuselte bläulicher Rauch sich aus ihren kleinen Schornsteinen.

Einzelne Beter gingen durch den Eingang des Domes und verloren sich in den langen Bogengängen desselben, zwischen den verschiedenen Denkmalen, mit denen derselbe schon damals geschmückt war. Ein schlanker, jugendlicher Priester im Meßornate trat, von seinem Ministranten gefolgt, vor einen Seitenaltar, und die schwellenden Töne der Orgel fingen an, durch das hohe Gotteshaus zu erbrausen. Vor den Stufen des Hochaltars, denen er sich durch einen Seitengang genähert, warf in diesem Momente sich eine feine, schlanke Männergestalt

auf die Kniee und ein Menschenantlitz von edelster Schönheit beugte sich tief, immer tiefer zu Boden, so tief endlich, daß es auf dem kalten Marmor der Stiegen liegen blieb.

Es war Johannes Fickler, der sein mit schwerstem Leid belastetes Herz hierher trug.

Der Jesuit erschien in dieser demüthigen Stellung einer Leiche viel ähnlicher als einem lebenden Menschen. Seine blassen, abgemagerten Hände zitterten heftig und die kleine Tonsur auf seinem Schädel glänzte inmitten seiner schönen, dunklen, jedoch bereits ergrauenden Locken wie Silber.

„Herr, erbarme Dich meiner!“ flüsterte er dreimal vor sich hin, und sein Gebet kam sicherlich aus der Tiefe seines zerschlagenen Herzens. Er schien für nichts Aufmerksamkeit zu haben und das Gebet jede Nervenfaser seines Ichs in Anspruch zu nehmen.

Er mochte fast eine Viertelstunde so gelegen haben, als eine leichte Hand sich auf seine Schulter senkte und eine tiefe Stimme dicht neben ihm in sein Ohr flüsterte: „Wenn Ihr Eure Andacht beendet habt und mit Euern Gedanken und Gefühlen zur Erde zurückgekehrt seid, mein geehrter Herr Confrater, so sammelt Euch, wenn ich bitten darf, denn des Kaisers Majestät haben uns zu sich berufen lassen.“ Es war Pater Cysetus, der Ge-

fährte Fickler's, der die Andacht desselben auf diese Weise unterbrochen hatte. Es lag ein solches Bespähen der Gedanken und Handlungen seines jeweiligen Reisegesellschafters in den Regeln des Ordens, zu welchem jene beiden Männer gehörten. Johannes Fickler richtete sich daher empor und blickte so ziemlich gefaßt um sich her, um, wenn dies irgend möglich sei, die tiefe Zerschlagenheit seines Herzens vor den ihn beobachtenden Augen zu verschleiern, dann fragte er so ruhig als möglich: „Und wißt Ihr, mein geehrter Herr Confrater, was eigentlich Se. kaiserliche Majestät uns zu befehlen haben werden?"

Cysetus legte mit einer ziemlich besorgten Geberde zwei Finger seiner rechten Hand auf seine schmalen Lippen. „Der Zweck unserer Anwesenheit in Wien ist, wie ich fürchte, dem Kaiser nicht unbekannt geblieben; auf welche Weise er denselben aber errathen oder erfahren haben kann, mein geehrter Freund und Ordensbruder, ist mir gänzlich unbekannt geblieben. Es ist Euch ja wie mir schon seit längerer Zeit bekannt, daß Frau Polixena von Rosenberg nicht mehr wie sonst zu den Vertrauten unseres heiligen Ordens gezählt werden darf, und es wäre daher geradezu gegen Euch eine Anschuldigung des Verraths, wenn ich die Frage an Euch zu stellen mir erlaubte, ob etwa jene Dame von Euch ins Vertrauen gezogen worden sei."

„Das ist auch sicherlich nicht der Fall gewesen", entgegnete Johannes, „denn ich kenne der Gräfin persönliche Ergebenheit gegen den Kaiser und weiß, daß sie jede Annäherung unseres Erzherzogs an Matthias für einen Hochverrath halten würde."

„Sie ist es auch gewesen, diese schöne, aber durchaus nicht lenksame Frau, welche dem Kaiser den Befehl an die Passauer, nicht in Böhmen einzurücken, abgetrotzt oder abgeschmeichelt hat", sagte Pater Cysetus, „und glaubt mir's, mein Herr Confrater, sie, deren Gehorsam wir nicht mehr zu zwingen verstehen, befindet sich jetzt unter einem der Ketzerei und dem Protestantismus sich zuneigenden Einfluß."

„Wie wäre das möglich, bei ihr, die, von spanischen Aeltern stammend, von mir in höchster Glaubensfreudigkeit erzogen ward?" fragte Johannes Fickler, seine bleiche Stirn niedersenkend.

„Es sind Protestanten in ihrem Hause, welche schon Jahre lang unter ihrem persönlichen Schutze stehen."

„Alles Diener, Schützlinge ihres verstorbenen Gemahls und ihr so zu sagen testamentarisch von diesem übergeben."

„Sie hat eine schwäbische protestantische Kammerfrau, eine Matrone von würdigem Benehmen, Eure nahe Verwandte, Pater Johannes!"

„Nun, ich bin sowohl als Schwabe wie als Protestant geboren und leugne es auch jetzt nicht, daß ich meine Base Apollonia Wellinger trotz ihrer religiösen Irrthümer ehre und achte, aber ich glaube wohl, daß ich dem heiligen Orden, dem ich angehöre, so viel Beweise meiner reinen Gesinnung gegeben habe, daß der Verdacht einer Untreue gegen seine heiligen Zwecke mich nicht treffen kann."

„Dennoch steht die Thatsache fest, daß Se. Majestät von unseres jungen Erzherzogs Verbindungen mit Matthias, dem Könige von Ungarn, benachrichtigt ist und daß das passauer Kriegsvolk seit vielen Tagen unthätig in der Nähe Prags liegt. Löst mir diese Probleme, Pater Johannes Fickler; auf alle Fälle aber bereitet Euch darauf vor, mich eilig in das Kabinet des Kaisers zu begleiten, wo unser, wie ich glaube, Herr Adam von Dietrichstein wartet, Rudolf's treuester und dem Golde und der Ueberredung seines feindlichen Bruders unzugänglichster Rath."

„Ich stehe zu Eurem Befehle!" entgegnete Johannes Fickler, und nach wenigen Minuten entfernten beide Jesuiten sich, das herrliche Gewölbe des St.-Veitsdoms durch zwei verschiedene Ausgänge verlassend.

Einige Minuten später standen beide, in ihre dunkle, einfache Ordenstracht gekleidet, in einem der kleinern

Säle des Hradschin, wo der so wenig zugängliche Kaiser seine Audienzen zu ertheilen pflegte. Jetzt freilich, nach dem Sturze des verrufenen Philipp Lang, war es wenigstens nicht mehr für die edlen und vornehmen Herren Böhmens unmöglich, vor das Auge ihres Monarchen zu gelangen, ohne dem Drachen, der ihn bewachte, die ungeheuersten Geldopfer zu bringen. Nur die Furcht vor dem Mörderdolche seines Bruders Matthias, von den Astrologen immer noch genährt, war es, die trennend zwischen dem Volke und seinem Fürsten lag, aber diese Furcht war zur Zeit ganz besonders mächtig in Rudolf's verdüsterter Seele, da er wußte, daß Matthias mit seinem in Ungarn stationirten Heere sich auf dem Wege nach Prag befand, um auf Ersuchen der böhmischen Stände die Hauptstadt vor dem Andringen des verruchten und so sehr gefürchteten passauer Kriegsvolks zu schützen.

Als die beiden gelehrten Jesuiten das kaiserliche Gemach betraten, saß Rudolf in dem hohen Bogenfenster desselben und schaute hinab auf das sich zu seinen Füßen in aller Herrlichkeit eines Wintermorgens ausbreitende Prag; sein Blick war trübe und um seine Lippen schwebte jener traurige Zug der bittersten Unzufriedenheit, den die Nachwelt noch jetzt auf jedem Bilde des unglücklichen Fürsten bemerken kann.

„Sie kommen, wie Ihre Creditive Uns sagen, von meinem treu ergebenen Vetter, dem Erzherzog Ferdinand? Wir sind voll Verlangen, zu erfahren, was dieser Unser von Uns so hoch begünstigter Blutsfreund Uns zu melden haben dürfte", sagte der Kaiser.

„Majestät!" entgegnete Johannes Fickler mit einer Verbeugung, die einer Kniebeugung so ähnlich war, als sich dies mit seinem geistlichen Stande vereinigen ließ, „wir bringen von unserem Herrn, dem regierenden Erzherzog Ferdinand von Steiermark, die ergebenen Versicherungen seiner Dankbarkeit und Treue und die unterthänige Bitte, daß Ew. Majestät geruhen wolle, sich Ihres dankbaren Neffen auch fernerhin in Gnaden zu erinnern."

Des Kaisers Blick wurde bei diesen Versicherungen der Boten des liebsten seiner Blutsverwandten in seltsamer Weise glühend, wie etwa der Blick des Schakals, ehe er sich auf seine Beute stürzt.

„Und eine solche Botschaft wagt Ihr in diesem Augenblick an mich auszurichten, Ihr Väter der Gesellschaft Jesu, die Ihr Euch die festesten Stützen der heiligen Kirche und unseres ebenso heiligen Throns nennt und die Ihr fast in dieser Stunde von Wien zurückkehrt, wo die verrätherischen Fürsten deutschen Reichs mit meinem verrätherischen Bruder Matthias unterhandelt haben, um mir die Kronen vom Haupte zu reißen?

Und Ferdinand, den ich liebte wie einen Sohn, da Gott mir einen solchen versagte, hat eingewilligt in dies Bubenstück, er, der bis daher wirklich der Schützer des Glaubens war und es nach meinem kaiserlichen Willen als Oberhaupt des heiligen römischen Reiches nach meinem Hintritt bleiben sollte, wenn schon die Habsucht und Herrschgier des Matthias, der mich zwang, ihn zum König von Ungarn zu machen und ihm die Nachfolge auch in Böhmen zu sichern, mich hinderte, alle meine Kronen ihm, dem getreuen Ferdinand, nach meinem Tode zu hinterlassen, wie ich es einst gewollt und ihm versprochen habe! Er liebäugelt mit dem Matthias, der den Protestantismus schützt, und hofft, das Erbe meiner Brüder von ihm zu erhalten, wenn er jetzt mich mit seinem ungarischen Heere vom Throne gestoßen haben wird. Dort steht mein passauer Volk! Wo ist der junge Fürst, mein Vetter Leopold, der es in die Straßen dieser rebellischen Hauptstadt führen und mit ihm die aufsässigen Protestanten züchtigen sollte?"

„Majestät," entgegnete Fickler mit der ganzen Milde seines Wesens, „wollen zu bedenken geruhen, daß der eigene Befehl diese tapfern Truppen aus Böhmen und besonders auch von Ihrer Hauptstadt fern hält. Die Befehlshaber, Obrist Laurentius von Ramé an der Spitze, wollen nicht als Rebellen gegen Ew. Majestät

ausdrücklichen Willen hier einrücken und warten auf die Zahlung der rückständigen Löhnungen mit einer Mannszucht, die ihnen wirklich zur Ehre gereichen muß, zumal den wackern, kriegsgeübten Männern nicht unbekannt ist, daß die protestantischen Standesherren Böhmens sich ihrerseits ernstlich rüsten, ihnen Widerstand zu leisten. Da ist das Haupt der Rosenberge, Graf Zawisch auf Kommotau, der schon ein tüchtiges Heer geworben hat, es den Passauern entgegenzustellen, und neben ihm steht Herr Zdenko Popel von Lobkowitz, beide tapfere, kriegsgeübte Ritter, fest entschlossen, dem passauer Volke entgegenzutreten. Das wird schweres Blutvergießen geben, und Ew. Majestät treuen Freunde zittern alle vor dem, was unfehlbar in einiger, ja sogar in sehr kurzer Zeit kommen wird und muß."

„Was muß und was wird kommen, mein gelehrter Herr?" fragte Rudolf, den Jesuiten mit dem Ausdruck des bittersten Hohns einige Sekunden lang fixirend und seine unstäten Augen dann vor dem Ausdruck der ruhigen Festigkeit in des Paters Blicken niederschlagend.

„Mein kaiserlicher Herr und Gebieter", sagte der Jesuit mit ruhiger Würde, „es ist Ihnen sehr wohl bekannt, daß die Bedingungen, unter denen die Krone Böhmens auf Ew. Gnaden glorreiches Haupt gesetzt war, von Ihrer Seite nicht erfüllt worden sind. Ew. Maje-

stät haben den Frieden nicht bestätigt, den Dero siegreicher Bruder Erzherzog Matthias, zur Zeit König von Ungarn, mit den Türken unterhandelte; die böhmischen Herren, welche als Geißeln bei Abschluß dieses Friedens den Türken übergeben worden, sind zum Theil dort gestorben und verdorben, und ihre Familien haben einen Haß geworfen auf den von ihnen erwählten König. Ferner haben Ew. Majestät den protestantischen Standesherren dieses Königreichs den ihnen von Ew. Majestät in Gott ruhendem Herrn Vater, dem Kaiser Maximilian, gegebenen Majestätsbrief, der ihnen das Recht freier Religionsübungen und der freien Wahl ihrer Prädikanten sicherte, nicht bestätigt. Dann endlich haben Ew. Majestät das passauer Volk in ihre Erblande berufen, um mit dessen Hülfe die widerspenstigen Standesherren zur Ruhe und zum Gehorsam zu zwingen, später aber befohlen, daß dies Heer nicht in die böhmischen Lande einrücken solle, auch den Passauern die Zahlung der ihnen zustehenden Löhnung verweigert und so diese Truppen auf die Plünderung des Bauers und Bürgers gleichsam angewiesen. So haben denn die böhmischen Stände sich zum Theil an Ew. Majestät glorreichen Bruder gewendet, der mit einem guten, wohlgeschulten Heere in Ungarn steht, mit einem Heere, in dem auch viele edle Böhmen mit ihren Hintersassen dienen, und haben diesen Fürsten zum Theil um

Schutz gegen das eingedrungene fremde Kriegsvolk, zum Theil aber auch um Schutz gegen die von Ew. Majestät ausgehenden widersprechenden Befehle und um Sicherstellung ihrer Rechte gegen Ew. Majestät wechselnde Launen gebeten. Andere große böhmische Herren, zum Beispiel Herr Zawisch von Rosenberg auf Kommotau und dessen guter Freund und Verbündeter Herr Zdenko Popel Adalbert von Lobkowitz, beide großen Familien angehörig und leider von der heiligen Kirche abgefallen, haben sich nur an den Theil von Ew. Majestät Befehl gehalten, der zu ihrem eigenen Willen paßt, und ein Heer geworben, das bereit steht, das passauer Kriegsvolk, geworben zur Unterstützung von Ew. Majestät Ansehen und zum Schutze der heiligen Kirche, sowie zur Unterdrückung der überhandnehmenden Ketzerei, aus den Marken Böhmens zu verjagen. Es ist dies, wie Ew. Majestät selbst einsehen müssen, ein Zustand der Dinge, der aller Vernunft und allem Rechtsgefühl widerstreitet, und so haben auf den Ruf des Erzherzog Matthias, Eures erlauchten Herrn Bruders, sich die Fürsten deutschen Reichs in Wien versammelt, um ein Uebereinkommen zu treffen, auf welche Weise solchem Nothstande ein Ende zu machen möglich sei. Daß auch der Erzherzog Ferdinand, Ew. Majestät erlauchter und liebevoller Neffe, sich dabei hat betheiligen müssen, ist nicht zu bezweifeln."

„Nein, ganz und gar nicht!“ entgegnete der Kaiser mit einer Art von Lachen.

„Erzherzog Ferdinand, die feste, jugendliche Stütze der heiligen Kirche in diesen schlimmen Zeiten der Ketzerei und des Unglaubens, durch Ew. Majestät höchsteigene Willensmeinung zu Dero Erben und Nachfolger erwählt, muß diese Aussicht auf jede Gott wohlgefällige Weise zu befestigen suchen.“

Der Kaiser nickte höhnisch.

„Er allein, in dessen reinem, jugendlichem Herzen der Glaube als heilige Flamme lodert, der die heilige Gottesmutter in begeisterter Liebe zur Anführerin seiner Heerschaaren ernannte und sie, die Gebenedeite, inbrünstig verehrt, er allein ist fähig, in den Kämpfen, die der verderbten Welt bevorstehen, auszuharren mit festem Muthe. Ferdinand muß die Krone des heiligen römischen Reichs sowohl als alle die andern Kronen tragen, die nach dem Ableben von Ew. Majestät erhabenem Vater Maximilian auf Dero Haupt vereinigt waren. Dazu mußte der junge Fürst sich mit König Matthias, dem natürlichen Nachfolger Ew. Majestät —“

Der Kaiser schnitt bei diesem Worte die glatte, sanfte Rede des Jesuiten durch einen Faustschlag ab, von welchem die Marmorplatte des vor ihm stehenden Tisches erdröhnte. „Kein Wort mehr, heuchle-

rischer Schuft, nicht ein einziges aus Eurem Munde soll mein Ohr beflecken, oder ich reiße mit dieser meiner kaiserlichen Hand Euch die lügnerische Zunge aus. Verrathen, von allen verrathen, die ich geliebt und denen ich Gutes erwiesen habe, stehe ich hier, ein elender, einsamer Mann, und Du wagst es, mir zu sagen, daß der Verrath des Letzten, auf dessen Treue ich rechnete, ein der Kirche geleisteter Dienst war? O Fluch Dir! Fluch der Kirche! Fluch dem Pfaffengezücht! Fluch allem Menschenglück, das mir versagt blieb, der Liebe zu Weib und Kind, der Hoffnung auf Treue und Dankbarkeit! Fluch dem zürnenden schrecklichen Gott, dessen Diener Krieg, Pest und Elend das Weltall zerrütten und der uns Menschen ahnen läßt, daß diese schaurigen Engel ihre Flammenschwerter nicht nur über dieser kleinen Erde, sondern auch über andern Welten schwingen."

Er schlug mit einer entsetzlichen Geberde die Hände vor seine Augen und sank dann, plötzlich ausgleitend, mit schäumenden Lippen auf den Stuhl, von dem er sich in seinem wilden Zorne emporgerissen hatte.

Pater Cysetus blickte ihm eine Weile entsetzt in das zuckende Angesicht und sagte dann:

„So bedürfen wir also keines weitern Zeugnisses von dem überhandnehmenden Wahnsinne dieses unglückli-

chen Mannes. Mag Prinz Matthias den Thron Böhmens und die deutsche Kaiserkrone beanspruchen und empfangen; er hat wohl ein gutes Recht dazu, und unser junger Erzherzog behält als Nachfolger des Kaisers Matthias ebenso große Aussichten, wie er sie jetzt als Rudolf's Nachfolger hat."

Johannes Fickler hatte, hinter dem Lehnstuhle des Kaisers stehend, ihm mit zitternden Händen den Beistand geleistet, welchen sein Zustand unbedingt zu erfordern schien. Als jetzt aber Alles in dem Saale des Hradschin, wo die Drei beisammen waren, in Schweigen versank, das nur von dem Stöhnen des Kaisers und seinen keuchenden Athemzügen unterbrochen wurde, hörte man von außerhalb das wilde Gebrüll eines dort versammelten Volkshaufens, und mit erschrockener Geberde machte Cysetus seinen Gefährten auf den Eintritt eines Mannes aufmerksam, der bis dahin offenbar nicht zugegen gewesen.

Es war der Cardinal Adam von Dietrichstein, erster Minister und treuester Diener Kaiser Rudolf's, auf dessen Ehre und Rechtschaffenheit kein Schatten eines Vorwurfs ruhte.

„Um Gotteswillen, meine Herren", sagte der Minister, „was ist mit Sr. Majestät vorgefallen? Nie war des Kaisers Gesundheit und Kraft für sein eigenes Wohl

nothwendiger als im gegenwärtigen Augenblick. Die Passauer sind in die Mauern Prags eingerückt und ein furchtbares Gemetzel findet in den Straßen statt. Die prager Bürger sind geschaart unter der Anführung des Grafen Zawisch von Rosenberg, zu dem sich auch der junge Popel Adalbert von Lobkowitz gesellt hat; sie haben Schaaren ihrer Hintersassen, so viele, daß man sie ein Heer nennen kann, hierher geführt, die von den aufrührerischen Bürgern mit lautem Jubel begrüßt worden sind; wir befinden uns inmitten zweier zügelloser Heerhaufen, und Se. Majestät muß sich wenigstens so weit erholen, um erklären zu können, wen er selbst als Freund betrachtet haben will. Die Passauer brüllen als ihre Losung: „Kaiser Rudolf und die heilige Kirche!“ während die Schaaren Rosenberg's auf ihren Fahnen den Kelch führen und laut rufen: „Heil Matthias, dem erwählten Könige von Böhmen!““

„Das ist der Erzherzog seit fast zwei Jahren“, sagte Johannes Fickler, „und es ist nicht Rebellion, ihn so zu nennen. Seit der Unterhandlung in Dubecz, in der Ihr selbst, Herr von Dietrichstein, von katholischer Seite mit den Herren von Waldstein, mit Jaroslav Borzita von Martinecz und von protestantischer mit Wenzel von Budova, Joachim Schlick, Wratislav von Mitrowitz und Adam Hrzan Euch erklärtet, den Erzherzog Matthias

nach Rudolf's Ableben zu dessen Nachfolger annehmen zu wollen, kann man ihm den Titel eines erwählten Königs von Böhmen nicht mehr streitig machen; was könnte der kranke Kaiser in diesem Momente thun, um den wilden Aufruhr in der Stadt zu dämpfen?"

„Sich zeigen!" entgegnete Dietrichstein mit Nachdruck, „und sogleich inmitten seiner tobenden Unterthanen die Erklärung aussprechen, daß er dem protestantischen Theil derselben alle Freiheiten ihres Glaubens wie zu seines Vaters Zeiten bestätigen will, daß er die Rechte seines Bruders auf seine Nachfolge zu achten und nicht anzutasten gesonnen sei, und daß es ihm selbst um den Frieden zwischen seinen Unterthanen, welchem Glauben sie auch angehören, zu thun sei."

„Unmöglich", sagte Pater Cysetus mit Bitterkeit. „Der Kaiser ist nicht in der Verfassung, sich zwischen die streitenden Parteien zu werfen. Er kann sich nicht für das Heer erklären, an dessen Spitze Laurentius Ramé steht, denn er hat demselben vor nicht allzu langer Zeit den Befehl zukommen lassen, die böhmische Grenze nicht zu betreten. Auch ist den Leuten die Zahlung ihres Soldes verweigert worden. Noch weniger aber könnte er den protestantischen Herren, die auf der entgegengesetzten Seite stehen, die Ehre seiner Gegenwart zu Theil werden lassen, ja, diese würden ihn wahrscheinlich

in ihrer Mitte gar nicht dulden wollen. Denn obgleich er bei dem letzten Aufruhr der Utraquisten den Rebellen Glaubensfreiheit versprochen und den Majestätsbrief Kaiser Maximilian's ihnen in gewisser Weise bestätigt hat, so ist ihnen doch nie eins seiner Versprechen gehalten worden. Es haben auch die katholischen Reichsräthe, die Herren von Martinecz und Slawata und der Kanzleischreiber Johann Menzel das Document jenes Majestätsbriefes niemals unterzeichnet, und noch heute halten die protestantischen Herren Böhmens ebenso wie ihre Unterthanen und Hintersassen den gegenwärtigen Kaiser Rudolf II. für ihren erbittertsten Feind. Es thut noth, daß ein anderer Zustand in diesem unruhigen Lande herbeigeführt werde. Kaiser Rudolf ist offenbar krank, seiner Sinne in vielen Augenblicken nicht mächtig, und es ist nothwendig, daß eine kräftigere Hand die Zügel der Regierung ergreift. Darüber sind auch bei ihrer jetzigen Zusammenkunft in Wien die deutschen Reichsfürsten einig geworden. Unser sehr edler Herr Erzherzog Ferdinand von Steiermark ist wohl noch zu jung, um diese Aufgabe in seine eigene Hand zu nehmen; auch widerstrebt es dem edlen Herzen des Jünglings, die Kronen, die ihm als Erbe zufallen sollten, dem lebenden Verwandten und Wohlthäter vom Haupte zu reißen. Prinz Matthias ist als zweiter Sohn Maximilian's der natürliche Nachfol-

ger Rudolf's, und Ferdinand bescheidet sich, auf das ihm von Rudolf verheißene Erbe bis zu dem seligen Hintritt seines Oheims Matthias zu warten, wenn dieser sich mit Rudolf über Abtretung seiner Kronen einigt. Dies Sr. Majestät und Ew. Gnaden, dem ersten Minister, mitzutheilen, ist der eigentliche Zweck unserer Sendung gewesen. Möge aus unseres edlen Prinzen bescheidener Zurückhaltung und treuer Ergebenheit für seinen edlen und erhabenen Vetter Frieden und Segen und vor allem auch die Rückkehr der vielen verirrten Unterthanen in den Schooß der heiligen Kirche hervorgehen."

Während dieser langen, ernsten Rede hatte sich Rudolf's Körperzustand um nichts gebessert; röchelnd, mit geballten Händen, mit schäumenden Lippen und festgeschlossenen Augen lag der unglückliche Fürst immer noch in seinem Lehnstuhle, und Johannes Fickler machte darauf aufmerksam, daß die Herbeirufung eines der kaiserlichen Leibärzte zur unerlaßlichen Pflicht geworden sei.

„Man soll sogleich den Doctor Dee und auch den vom Kaiser so hochgeschätzten Rabbi Löw hierher bescheiden", sagte Adam von Dietrichstein zu dem herbeigerufenen Kammerdiener; „ich selbst werde mit diesen beiden Herren Se. Majestät keinen Augenblick verlassen, bis die Aerzte angelangt sind; auch wäre es vielleicht wünschenswerth, wenn die edle Gräfin von Rosenberg, deren Stimme

stets einen heilsamen Einfluß auf des Kaisers Gemüth auch in den heftigsten Zornesaufregungen zu haben pflegt, sich hierher bemühen wollte."

„Halten Sie das für unumgänglich nothwendig?" fragte Johannes Fickler.

„Ja!" antwortete Dietrichstein kurz und fest.

Unterdeß währte der wilde Kampf in den Straßen der Stadt ununterbrochen fort. Das passauer Kriegsvolk, unter Anführung des Obristen Laurentius von Ramé und seiner Unterbefehlshaber, der Grafen von Sulz und Althan, befand sich anfangs entschieden im Vortheil. Die prager Bürger aber fochten für Haus und Herd, sie beschützten mit ihren blutenden Leibern die Ehre ihrer Weiber und Töchter, und der Graf von Rosenberg war ein tüchtiger Führer. Dennoch gelang es ihren Anstrengungen nicht, die wilde Soldateska ganz aus der Stadt zu verdrängen.

Die Boten des Ministers von Dietrichstein nahmen ihren Weg vom Hradschin nicht über die Moldaubrücke, auf welcher ein wildes Kampfgetümmel hin und her wogte, doch gelang es dem umsichtigsten derselben, auf dem kleinen Boote eines Fischers über die Moldau zu kommen, und er hoffte es möglich machen zu können, auf diesem Wege den gelehrten Juden in die Gemächer des Kaisers zu führen.

Auch gelang dies Wagstück über alles Erwarten,

und die Sonne des winterlichen Tages fing eben an sich zu neigen, als in dem Gemach des noch immer bewußtlosen Kaisers der Rabbi dem Cardinal von Dietrichstein und dem berühmten Engländer Doctor Dee gegenüberstand. Auch die schöne Gräfin Polixena ging, begleitet von ihrer schwäbischen Kammerfrau, von Zeit zu Zeit in dem Zimmer ab und zu. In ihren klaren, edlen Zügen stand der Ausdruck bittern Kummers so deutlich geschrieben, daß wohl Niemand an der aufrichtigen Ergebenheit der edlen Dame gegen den Monarchen zweifeln konnte.

Zweites Kapitel.

Auf den Straßen Prags wogte indeß immer noch der wildeste Kampf, und die Kugeln der Passauer flogen nicht minder häufig als die der Vertheidiger in die Fenster der Paläste und Bürgerhäuser, in denen die Frauen und Kinder in den versteckteſten Winkeln, in Kellergewölben und verborgenen und dicht gemauerten Waschküchen zusammengekauert hockten und von Zeit zu Zeit durch lautes Jammern ihre Furcht an den Tag legten.

Auch in dem Hause, das Johannes Kepler in jener verhängnißvollen Zeit mit seiner Familie bewohnte, herrschten Verwirrung und Schrecken in ihrer schlimmsten Gestalt. Frau Barbara war mit ihren fünf Kindern in die festgemauerte Küche geflüchtet, und die hübschen Kleinen kauerten wie ein Volk Rebhühner hinter den dicken, rauchgeschwärzten Mauern des Schornsteins, bei jedem neuen Schuß die blonden Köpfchen im Schooße der Mutter oder eins an des andern Schultern bergend.

„Was das nur wieder zu bedeuten haben wird, das viele Schießen und Schreien", sagte der Aelteste, Ludwig, endlich mit ziemlicher Ruhe; „kämpfen denn da schon wieder Katholische und Protestanten gegen einander? Und wird nun nicht endlich der liebe Gott einmal kommen und den armen Protestanten, die ihn ja doch auf die allein richtige Art anbeten, helfen, daß sie diese Katholiken, Jesuiten und den Kaiser selbst, der dem ganzen Lärm immer noch kein Ende macht, fortjagen?"

„Schweig, dummes Kind!" sagte die bleiche Mutter, die ihr kleinstes, vor wenig Wochen geborenes Mädchen mit dem Ausdrucke höchster Angst in ihren Armen wiegte; „davon verstehen Kinder nichts und müssen daher gar nicht mitreden. Wo nur der Vater bleibt! Du lieber Gott, erbarme Dich meiner und dieser armen verlassenen Kinder! O, es ist ein herbes Loos, in solchen Nöthen den Mann und Hausherrn nicht um sich zu haben!"

Sie sagte dies mit lautem Jammern und bemerkte dabei nicht, daß der so schmerzlich Vermißte bereits eingetreten war und sein Barett und seinen Mantel abgelegt hatte.

„Seid ruhig und ohne Sorgen, meine Lieben", sagte Johannes Kepler, seine beiden Hände nach Weib und Kind ausstreckend. „Ihr habt nichts mehr zu fürchten; der Kampf

in den Straßen ist durch Unterhandlungen zwischen dem edlen Grafen von Rosenberg und dem Feldobristen Laurentius Ramé beendigt. Die Passauer verlassen ohne weitern Kampf die Stadt, werden auch die Städte Braun, Budweis und Tabor räumen, da die Stände ihnen durch Herrn von Rosenberg die Versicherung gegeben haben, das Ansehen Sr. Majestät zu schützen, ihren eigenen Rückzug nicht zu beunruhigen und sie vor den Thoren der Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen. Der Vertrag ist abgeschlossen; es sind Boten in das Schloß zum Kaiser gesendet worden, und schon werden die Wagen mit den Lebensmitteln gepackt, die dem gefürchteten Kriegsvolk entgegengehen oder nachgeschickt werden sollen."

In der That war das Getümmel in den Straßen verstummt; man hörte auch keinen Schuß mehr fallen und in den Häusern kamen die Bewohner, wieder dreist werdend wie die Mäuse, wenn des Nachbars große Katze nach Hause geschickt worden ist, aus ihren Verstecken hervor und begaben sich an ihre gewöhnlichen Geschäfte.

Auch Frau Barbara Kepler verließ mit ihren Kindern den Winkel, in welchem sie gehockt hatten. Sie war bleich und sah nicht wenig geängstigt aus, als ihr Gatte sie in den Lehnstuhl an ihrem Fenster zurückführte, den sie vor Stunden mit ihrem Säugling im Arme beim Beginn des Straßenkampfes verlassen hatte, um sich in

einen Winkel zu flüchten, wo sie vor den Kugeln sicherer zu sein hoffte.

„Du bist kränker geworden, mein armes Weib“, sagte Johannes, indem er ihr theilnehmend den Kopf in die Höhe hob. „Doch solltest Du an dergleichen Scenen in dieser unruhigen und von Parteizwisten nur zu oft heimgesuchten Stadt schon einigermaßen gewöhnt sein.“

Barbara seufzte tief auf. „Ach, wären wir nie in dies Land gekommen“, sagte sie bitter. „Es ist hier schrecklich; das Blut fließt wie Wasser in den Straßen und eine Hand ist wider die andere in allen Dingen. Ach, und Du, Johannes, bist nie bei den Deinen, wenn wir Deiner am meisten bedürfen. Wo warst Du denn jetzt während aller dieser entsetzlichen Stunden?“

„Wo ich hingehörte, mein liebes Weib“, entgegnete der Gelehrte sanftmüthig, „in den Schaaren der Bürger, die, angeführt von einem wackern Edelmann und Krieger, Haus und Herd, Weib und Kinder, ja, wie ich wohl sagen kann, die heilige Glaubensfreiheit gegen die zügellosen Söldlinge vertheidigten, die gegen des Kaisers Befehl sich räuberisch in unsere Thore gedrängt hatten.“

Barbara's Bläße war bei diesen Worten ihres Gatten noch tiefer geworden. Sie schlug mit seltsamem Ausdruck ihre Hände über das Gesicht und sagte dumpf: „Gekämpft hast Du gegen diese Passauer? Und dachtest

Du nicht an uns, an diese fünf verlassenen Kleinen, die ohne Dich hier im fremden Lande Hungers sterben müßten, an mich, die ich hier keinen Freund, keinen Verwandten habe? O Johannes, Johannes, wie hast Du mir das anthun können!"

„Meine gute Barbara", sagte Kepler mit herzlicher Freundlichkeit, „bin ich in diesen unruhvollen Zeiten nicht wie jeder andere Bürger verpflichtet, Haus und Herd zu beschützen gegen diese Eindringlinge, bin ich als Protestant nicht doppelt dazu verpflichtet, da sie offenkundig die Absicht an den Tag legen, unsern Glauben mit Feuer und Schwert auszurotten, und habe ich nicht um so mehr ein Recht, mich ihnen entgegenzustellen, als mein Kaiser, dessen Diener und Beamteter ich bin, ihnen den Eintritt in sein Land untersagt hat?"

„Still!" sagte Barbara, ihre Hände über ihrem kleinen Säugling faltend, „sprich solche Worte nicht aus, um Gotteswillen nicht, Johannes. Du bist ein grundgelehrter Mann, aber Deine Gelehrsamkeit weiß besser Bescheid im Himmel als auf Erden. Es geht Dir darin, wie Deinem Herrn, dem Kaiser, der in den Sternen forscht nach seinen noch ungeborenen Feinden und Widersachern und sich dabei von dem aufwärts gerichteten Haupte durch die Hände seines Bruders Matthias eine Krone nach der andern abnehmen läßt.

Sie betrügen ihn alle, den armen Mann, der jetzt noch König von Böhmen heißt, und diese schöne Polixena am meisten. Sie, die Falsche, hat ihn dazu gebracht, dem Kriegsvolke, welches zu seinem Beistand und seiner Hülfe geworben wurde, den Befehl zu geben, nicht in das Böhmerland einzudringen. Sie will es dem Matthias dadurch ganz leicht machen, dem Fürsten, der sie trotz all ihrer Intriguen nicht zu seiner Gemahlin erhoben, das Regiment aus den Händen zu winden."

„Barbara!" sagte Kepler mit ungewöhnlicher Strenge in Ton und Blick, „verurtheile nicht mit liebloser Zunge eine Frau, die uns nur Gutes erwiesen hat und deren Geist und sonstigen hohen Werth man genauer kennen muß, um sie überhaupt beurtheilen zu können."

„Hat sie Dich auch behext, Johannes?" fragte Barbara mit seltsamem Blick. „Es ist kein Mann, kein einziger, der ihr in den Weg tritt, dem sie's mit ihrem Zauber nicht anthut; nur von Dir glaubte ich bisher, daß Du fest seiest gegen ihre Künste, und habe nie eine Untreue von Dir für möglich gehalten."

„Und darin hast Du Dich auch nicht geirrt, mein Weib", entgegnete Kepler, „und nie sollst Du Grund haben, Dein Vertrauen zu mir zu bereuen. Es gibt eine Macht im Herzen des Mannes, die dem schlimmsten Liebeszauber zu widerstehen fähig ist, und ich würde sie

anwenden, wenn die Schönheit, der Geist und die Liebenswürdigkeit einer Frau mir in irgend einem Augenblick meines Lebens unwiderstehlich erscheinen sollten; bei mir liegt sie in der ernsten, heiligenden Beschäftigung mit meiner erhabenen Wissenschaft. Was aber in aller Welt hat jetzt Deinen Zorn erregt gegen die Dame, die Du bis dahin geehrt und geschätzt hast, wie sie's durch ihre Gnade und Güte gegen uns so sehr verdient hat?"

„Ich will ihre Gnade gar nicht", sagte Barbara mit zornigem Ausdruck. „Ich bedarf ihrer Gnade auch nicht. Ich bin wie sie aus adligem Geschlecht, wie sie die Gattin eines Edelmanns von guter Geburt, bin schön wie sie, und ginge die Welt ihren ruhigen Gang und hätte dieser Ferdinand von Steiermark nicht meine Güter eingezogen, weil wir unserem heiligen Glauben treu geblieben, so wäre ich auch reich wie sie. Schau her, Johannes, es ist ein Brief an mich gekommen aus der Heimat, Rabbi Löw hat ihn mir gesendet; das alte Fräulein Veneta von Eggenberg ist gestorben und hat uns all ihre fahrende Habe vermacht, aber der Erzherzog hat durch seinen Rath ihre Güter eingezogen und sie den Vätern der Gesellschaft Jesu übergeben. So sind wir denn trotz dieses reichen Erbes arm wie jemals und werden es auch bleiben, bis Du einmal von Deiner großen Kunst und Wissen-

schaft Gebrauch machst und Dich von Fürsten und Königen nach Verdienst bezahlen läßt."

Sie war bei diesen Worten aufgestanden und schritt langsam im Zimmer hin und her, immer noch ihr kleines Mägdlein in ihren Armen wiegend.

Kepler versuchte sie auf jede Weise durch liebreiche Worte zu beruhigen, aber sie war allzu sehr verstört durch den Kriegslärm und die Aufregung, welche die Nachricht aus der Heimat ihr verursacht; sie war zudem noch durchaus nicht als eine von ihrem letzten Wochenbett vollkommen Genesene zu betrachten; war doch ihr Säugling noch keine drei Wochen alt, und wie vieles hatte während dieser Epoche schwer und störend auf ihr Gemüth eingewirkt.

Draußen in den Straßen von Prag herrschte in der Stunde, da Kepler in seinem stillen Hause sein aufgeregtes Weib beruhigte, der wildeste Aufruhr.

Das so lange gefürchtete passauer Kriegsvolk war zurückgeschlagen und zwar ohne die Beihülfe des Ungarnkönigs, des verrätherischen Matthias, der, sein Verlangen nach der Krone Böhmens heuchlerisch mit dem Vorgeben maskirend, seinem ältern Bruder, Kaiser Rudolf, sowohl gegen diese Söldlinge als auch gegen seine aufrührerischen Unterthanen zu Hülfe zu kommen, in Eilmärschen heranzog, nachdem er sich in Wien mit den

deutschen Fürsten darüber geeinigt hatte, daß Rudolf's Geistesschwäche ihn zum Regieren unfähig mache. Mit den protestantischen Ständen Böhmens hatte Matthias schon seit längerer Zeit Unterhandlungen gepflogen, die denselben die Freiheit ihrer Religionsübungen, wie zur Zeit seines Vaters Maximilian, vom Augenblick seines Regierungsantritts an zusicherten. Ganz Böhmen befand sich in Gährung, denn es waren von den Beamten Rudolf's, der den Majestätsbrief, in welchem sein Vater diesen ihre Rechte und Freiheiten zugesichert, noch immer nicht unterschrieben hatte, mannichfache Gewaltthaten gegen die lutherischen Prädikanten und gegen protestantische Altäre und Gotteshäuser verübt worden. Nicht daß die Protestanten bei allen diesen sie betreffenden Leiden ganz unschuldig gewesen wären, es ging Schlag um Schlag; die abgesetzten Prädikanten hatten sich meist erlaubt, die Echtheit ihres Glaubens und ihrer Gottesfurcht durch wüthendes Schimpfen auf den Papst, den sie den Antichrist, und die römisch-katholische Kirche, die sie die babylonische Hure nannten, an den Tag zu legen. Der eigensinnige Rudolf bestätigte den Majestätsbrief nicht. Matthias schürte die Glut des Parteizwistes, und die Gesellschaft Jesu hatte ihren Einfluß zu einer Aussöhnung dieses Fürsten mit dem für den katholischen Glauben schwärmenden Ferdinand von Steier-

mark benutzt, den Rudolf zu dem eigentlichen Erben seiner Kronen und Reiche bestimmt hatte. Jetzt, wo die lange, düstere Angst vor dem Einrücken der Passauer beseitigt war, wo verständige Männer mit den Anführern dieser Soldateska wegen ihres gänzlichen Abzugs aus Böhmen unterhandelten, erhoben sich die Hoffnungen der Protestanten auf Religionsfreiheit, die Hoffnungen aller Parteien auf endliche Ruhe in dem wild empörten Lande von neuem. Der Majestätsbrief, der die Religionsfreiheit aller Parteien sichern sollte, war für Böhmen eine Bestätigung des innern Friedens, und wieder versammelten sich die böhmischen Standesherren und besonders die, welche an der Spitze der protestantischen Partei standen, um dem Kaiser abzutrotzen, was von ihm zu erbitten ihnen nicht gelungen war.

Auf inständiges Bitten der Gräfin Polixena befand sich der Kaiser mit seinen treuesten Räthen in dem Ständesaale. Der würdige, treue Freund und Minister des unglücklichen Fürsten, Cardinal Adam von Dietrichstein, die Herren von Slawata und von Martinecz, der erstere zur Zeit Burggraf auf dem Karlstein und als solcher Bewahrer der böhmischen Reichskleinodien, Adam von Waldstein und noch viele Andere waren in seiner nächsten Nähe.

An der Spitze der protestantischen Partei stand

Herr Wenzel von Budova, der Graf von Schlick, Graf Rosenberg, der tapfere Anführer im Kampfe gegen die Passauer, der Herr von Lobkowitz und noch viele andere große und edle Herren Böhmens. Eine große Volksmenge begleitete diese ihre Vertreter nach dem Hradschin hinauf, und man konnte das Geschrei derselben und ihr wüstes Getümmel bis hinauf in den Saal schallen hören, wo Kaiser Rudolf, von Krankheit geschwächt, bleich und matt zwischen seinen Räthen saß.

Die Sitzung begann mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten; Graf Schlick und Wenzel von Budova hatten das Wort und trugen dem Kaiser die ernsten, dringenden Wünsche der Protestanten seines Reichs vor.

Es waren fünfzehn Artikel, von denen die wichtigsten sich zunächst auf die Freiheit bezogen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen zu dürfen; auch wurden die Verträge der Baseler Kirchenversammlung für richtig erklärt, nach welchen die Utraquisten außer der Freiheit, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu genießen, alle Satzungen und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche hatten beibehalten müssen. Kein Herr sollte seine Unterthanen zur Annahme einer Religion zwingen dürfen. Niemals sollte eine Religionspartei die andere durch Haß und Spott kränken und verfolgen. Dann sollten würdige Männer zu Vertheidigern (Defensores) der Utraquisten

und der prager Akademie eingesetzt werden. Einem Jeden wird erlaubt sein, auf seinem Grund und Boden Kirchen seines Bekenntnisses zu erbauen.

Es solle kein Ausländer in Prag weder eine Prälatur noch ein hohes politisches Amt bekleiden, und es dürfen in wichtigen Reichsangelegenheiten nur geborene Böhmen zu Rathe sitzen.

Den Vätern der Gesellschaft Jesu wird nicht mehr gestattet, ohne Erlaubniß der drei Stände Böhmens in diesem Lande Güter anzukaufen. Der königliche Procurator muß Ritter und ein geborener Böhme sein.

Ungewöhnliche Befehle, welche wider die Gerechtsame des Königreichs und wider die Freiheit der Stände laufen, sollen nicht befolgt werden; auch soll man genau bestimmen, was Hochverrath sei und wie weit er sich erstrecke.

Als diese Artikel von Wenzel von Budova und dem Grafen Schlick mit aller Achtung vor des Kaisers persönlicher Gegenwart laut verlesen waren, fanden sie den Beifall fast aller anwesenden böhmischen Standesherren und wurden von denselben sogleich unterschrieben; nur zwei weigerten sich dessen mit allem Ernste, die Herren von Martinecz und Slawata, beide als Protestanten geboren, aber zur katholischen Kirche übergetreten.

Ihre Weigerung erregte den furchtbarsten Lärm in

dem großen lebhaften Menschenkreise, ein Geschrei, das hinabschallte bis zu der unter den Fenstern des Hradschin versammelten Menschenmasse.

Der Kaiser allein saß bleich und schweigend in dem ihn wild umwogenden Getümmel, und nur bisweilen schaute sein hellblaues, leer blickendes Auge nach dem Fenster, von dem einzelne Worte zu ihm emporschallten.

„Was will man von mir? Was soll ich thun?“ fragte er von Zeit zu Zeit.

„Will Ew. Majestät jetzt auf das Verlangen Ihrer Unterthanen eingehen, den Majestätsbrief bestätigen, den Protestanten Religionsfreiheit und dem Böhmerlande den Frieden geben?“ sagte Herr Adam von Dietrichstein mit Nachdruck, indem er leise hinzusetzte: „So nur kann Ew. Majestät die Krone Böhmens gegen die Anmaßungen des Prinzen Matthias sichern.“

„Ich will, gewiß, ich will!“ entgegnete der schwache Kaiser mit sichtbarer Hast, und die Feder aus Dietrichstein's Hand nehmend, unterschrieb er den so lange verweigerten Majestätsbrief mit einem kräftigen Zuge.

Kaum war dies geschehen, als sich die Nachricht davon vom Hradschin hinab durch die ganze Stadt verbreitete und dort einen Jubel erregte, wie man ihn am gestrigen Tage nicht für möglich gehalten hätte. In allen Straßen tönte der Ruf „Vivat Rudolfus!“ aus tausend

Kehlen. Bärtige Männer fielen bei demselben sich in die Arme, Kinder drängten sich um ihre gerührten und entzückten Mütter, Greise mit weißem Haar hoben ihre Enkel auf ihre Arme, ihnen mit froher Miene verkündend, daß der heilige, gereinigte Glaube, auf den sie getauft worden, jetzt in kaiserlichen Landen wieder frei sei und daß mit diesem, einem höchsten, langersehnten Gute, eine bessere Zeit kommen würde über die entzweite Welt. „Vivat Rudolfus!“ riefen die schlanken Jünglinge, denen man es an Tracht und Geberden wohl ansehen konnte, daß sie Schüler jener berühmten Anstalt waren, an welcher vor hundert Jahren Johannes Huß gewirkt hatte, an dessen Scheiterhaufen sich jener grausame Krieg entzündet, an dessen Wunden Böhmen und ein großer Theil der Länder deutscher Zunge noch bluteten.

„Glaubensfreiheit!“ jubelten die Schaaren der wackeren Handwerker, die mit ihren Arbeitsgeräthen auf der Schulter jetzt in der Mittagszeit an ihren häuslichen Herd eilten, und „Vivat Rudolfus!“ brüllten auch jene unzähligen Müßiggänger, die sich damals, wie jetzt, arbeitslos und zwecklos in den Straßen jeder großen Stadt umhertrieben.

Es war ein Tag lauten, einstimmigen Jubels, und man hätte meinen sollen, daß ganz Prag dem protestantischen Glauben anhänge und daß sich unter dem Scep-

ter Rudolf's II. eine katholische Partei nie dort befunden habe.

Der Kaiser selbst schien diese allgemeine Glückseligkeit zu theilen. Er trat häufig an das Fenster, an welchem sich einige Jahre später eine andere sehr schreckliche Scene durch die Wuth und den Jähzorn der jetzt durch seine Gnade so hoch beglückten Religionspartei ereignen sollte, und grüßte das unten versammelte Volk, das ihn mit immer neuem, nicht enden wollendem Jubel empfing und ein „Vivat Rudolfus!“ an das andere reihte, sodaß es wie Donnergerolle bis über das Weichbild der Stadt hinaus tönte, wo die Abgesandten des prager Magistrats den Führern des aus der Stadt gedrängten passauer Kriegsvolks das Versprechen erneuerten, das abziehende Heer gegen Bezahlung mit allen nothwendigen Lebensbedürfnissen versorgen zu wollen. Es waren zu diesem Zweck auch bereits alle nöthigen Veranstaltungen getroffen worden. Wagen an Wagen, mit Heu und Hafer, mit fertig gebackenem Brod, Schinken, Wein-, Bier- und Branntweinfässern beladen, zogen in langen Reihen aus den Stadtthoren und wurden von den dazu vom Obrist Laurentius Ramé auserwählten Offizieren seiner Truppen in Empfang genommen. Es schien ein großer Markt und ein allgemeiner Freudentag für Bürger und Soldaten zu sein.

Das Heer des Obristen Ramé war wie fast alle Soldaten jener Zeit eine aus allen Nationen nicht nur Deutschlands, sondern des halben Europa zusammengelaufene Bande, eine Masse, die der Botmäßigkeit eines kühnen Glückssoldaten durch die strengen Gesetze der Kriegszucht unterwürfig gemacht worden war. Auch auf sie paßten genau jene Worte Schiller's:

Nun, und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus einem Spahn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?

Ramé selbst, von Geburt ein Franzose, besaß in hohem Grade jenes Organisationstalent, das freilich mit nachsichtsloser Strenge, ja eigentlich mit unbarmherziger Härte gepaart sein mußte, um in jenen Zeiten die wilden zusammengewürfelten Schaaren von ungerathenen Söhnen, zu Grunde gerichteten Bauern, liederlich gewordenen fahrenden Schülern, desertirten Soldaten, bankrotten Krämern und Hausirern zu einer Armee umzuschaffen, die ihre Arme auf Befehl ihres Anführers an jeden Fürsten verkaufte, der dem Anführer eine Geldsumme bot, die ihn in den Stand setzte, ihnen knappen Sold zu bezahlen und für seine Person ein zügelloses Leben in wildem

Saus und Braus zu führen. Ich kann über die Art und Weise dieser Söldlinge, die neben unsern heutigen, aus den Kindern unseres Landes, aus unsern Söhnen und Brüdern bestehenden Kriegern nichts Anderes sind als freche, mit Erlaubniß des Landesfürsten mordende Räuber, nichts Passenderes und Besseres sagen, als was Schiller in „Wallenstein's Lager" ihnen über sich selbst in den Mund legt.

Auch für das schwer verrufene passauer Volk paßte jedes dieser schrecklichen Worte genau, obgleich Laurentius Ramé vielleicht in keiner Beziehung dem großen Feldherrn an die Seite zu setzen ist, den unser großer Dichter uns in seinem unsterblichen Drama mit Meisterhand gezeichnet.

Ramé hatte sich, halb von den prager Bürgern unter dem Grafen Rosenberg besiegt, halb infolge mit ihm gepflogener Unterhandlungen aus dem Weichbilde der Stadt zurückgezogen und lagerte am Fuße des Žižkaberges, der schon zur Hussitenzeit viel Blut hatte fließen sehen, um die Provisionen in Empfang zu nehmen, deren Menschen und Thiere dringend bedürftig waren.

Ein lustiges Gewühl herrschte dort, und es hatte nichts Auffallendes, daß auch Personen in bürgerlicher Kleidung in demselben in tiefen Gesprächen mit den einzelnen Offizieren des gefürchteten Parteigängers zu

erblicken waren. Auch Geistliche befanden sich in dem Feldlager, doch hatten sie nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem originellen Kapuziner, der seine Strafpredigt über das Treiben im Lager und den Charakter des berühmten Feldherrn so unerschrocken inmitten seiner Truppen laut werden läßt. Es waren zwei Männer von hoher Gestalt, beide über die Jugend hinaus, jedoch noch von stattlichem Ansehen; der eine, fein gekleidet, von auffallend schönem Angesicht und der Tournüre, die man sich nur in der besten Gesellschaft erwerben kann, unser alter Bekannter Pater Johannes Fickler, sein Begleiter der berühmte Astronom Cysetus, der ihm zu der Reise nach Prag mehr noch von den Obern seines Ordens als von seinem jugendlichen Gebieter Erzherzog Ferdinand beigegeben worden war. Ihre Reise hatte zum Zweck, den Kaiser Rudolf auf die beste Weise von dem Uebereinkommen zu benachrichtigen, das jener und viele andere Fürsten des Reichs in Wien mit Matthias getroffen und das diesen Prinzen halb und halb autorisirte, seinen kaiserlichen Bruder vom Throne zu stoßen, weil er durch mancherlei widersinnige Handlungen Zweifel an seiner geistigen Gesundheit erregt habe.

Die beiden Väter von der Gesellschaft Jesu hatten gleich nach der Ertheilung des Majestätsbriefes und mitten unter dem lauten Volksjubel die Thore Prags

verlassen und waren auf Umwegen zu Ramé geeilt, mit dem sie eine geheime Unterredung gehabt, deren einzelne Punkte wohl nie Jemand anders als den Obern des Ordens der Gesellschaft Jesu bekannt geworden ist.

Als nach einigen Stunden Johannes Fickler im Zimmer Polixena's neben seiner frühern Schülerin stand, um Abschied von ihr zu nehmen, da er noch am nämlichen Abende Prag zu verlassen im Begriff stand, war sein Angesicht von einer erschreckenden Bläße. Kalte Schweißtropfen standen auf seiner hohen Stirn, die er von Zeit zu Zeit mit seinem Tuche abtrocknete, und die Nägel seiner schlanken Finger schimmerten bläulich wie die eines Fieberkranken.

„Was fehlt Euch, mein theurer, mein ältester Freund?" fragte die Gräfin mit ihrer gewohnten liebevollen Theilnahme.

„Fragt mich nicht", entgegnete der Jesuit, „aber betet für mich, meine geliebte Schülerin. Betet, daß der Herr der Welt, der nach seiner Weisheit überall die Kraft seiner Geschöpfe nach der Last einrichtet, die sein Wille ihnen auferlegt, mir endlich die Last, die ich trage, von den Schultern nehme und mich durch den Tod erlöse von einem Dasein, das mir länger zu tragen zu schwer, o allzu schwer wird!"

Polixena legte theilnehmend ihre Hand auf seine

Schulter, die sich unter dem feinen Tuche seiner Ordenskleidung wie die Schulter eines zu anatomischen Zwecken präparirten Skeletts anfühlte.

„Ihr seid krank, mein Vater, Ihr seid sehr krank!“ sagte die Gräfin besorgt, „und es erscheint mir heilige Pflicht, Euch nicht von hier fortzulassen, bis Euer Zustand sich gebessert hat.“

„Mit nichten, meine Freundin“, entgegnete Fickler, „meines Bleibens ist hier keinen Augenblick länger. Mein Reisegefährte wartet schon auf mich im Hause unseres beiderseitigen Freundes, des Magisters Kepler, mit welchem er noch Einiges in Betreff ihrer Wissenschaft zu besprechen hat. Wir haben stets gehofft, daß es Euch gelingen würde, diesen seltenen Mann in den Schooß der heiligen Kirche zurückzuführen. Wie betrübend ist es, daß der tiefste Denker unseres Jahrhunderts, der zugleich ein braver und hochherziger Mann ist, durch grobe Ketzerei befleckt sein muß!“

„Ich würde mein Herzblut hingeben, seine Seele vom ewigen Verderben zu retten“, entgegnete die Gräfin mit schnell aufflammender Glut auf ihren Wangen.

Pater Johannes seufzte tief und bat dann die Dame, von der er sich verabschiedete, um die Erlaubniß, seine Verwandte, ihre alte Dienerin Frau Apollonia Wellinger auf einige Augenblicke sprechen zu dürfen, gab der Gräfin seinen Segen und entfernte sich, begleitet

von einem herzlichen: „Auf Wiedersehen, Pater Johannes, auf baldiges Wiedersehen in alter Freundschaft!“ das Polixena mit inniger Freundlichkeit aussprach, wie von dem Hauche eines Sommerlüftchens hinaus in die winterlich rauhe Nacht begleitet, die auf den Höfen des stolzen Hradschin ihm entgegenwehte. Er hatte seine Absicht, mit seiner alten Freundin und Verwandten noch vor dem Scheiden ein Gespräch zu haben, im Weh dieses Abschieds vergessen.

Als er durch das Eingangsthor der riesigen Kaiserburg schritt, schlug auf der Domuhr so eben die Stunde, zu welcher dieselbe auf Befehl Kaiser Rudolf's schon seit Jahren geschlossen wurde, und nur durch Anwendung größter Eile gelangte er in die Straße, die ihn nach der steil abschüssigen Spornergasse und von dieser über die Moldaubrücke nach der Straße führte, wo unfern der Kirche Maria-Schnee Kepler's einfache Wohnung lag.

Eine tiefe Stille herrschte in den dunklen Gassen; eine ruhige Nacht schien dem verflossenen Freudentage folgen zu wollen. Nur vor den Wachthäusern, die der Graf von Rosenberg noch immer vorsichtig besetzt hielt, brannten noch Pechpfannen mit ihrem rothen unheimlichen Glanz, und die einzelnen Wachtposten gingen, die Hellebarde auf der Schulter, mit gleichförmigen Schritten auf und nieder.

Die Nacht war trübe und mondlos; aus Kepler's Hause aber drang das Licht einer Lampe freundlich auf die düstere Straße.

Hier saßen die beiden Astronomen Kepler und Cysetus in tiefstem Gespräche bei einander. Es galt den beiden Gesetzen der Planetenbewegungen, die Kepler unlängst seinen gelehrten Freunden und unter andern auch dem berühmten Professor Galileo Galilei in Padua bekannt gemacht hatte. In fliegenden Worten und mit schlagenden Pulsen hatte Kepler, für den es keine Ermüdung gab, wenn seine Wissenschaft ihn begeisterte, wohl eine Stunde lang gesprochen, Cysetus hatte seinen Reden mit Entzücken zugehört. Unter den Vätern der Gesellschaft Jesu befanden sich im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts viele Männer von großer Gelehrsamkeit, und Franz Cysetus war unfehlbar einer derselben.

Ehe Pater Johannes die Ruhe des Hauses, in welches er zu treten beabsichtigte, durch Anwendung des an der Thür befindlichen Klopfers unterbrach, blieb er noch eine Zeit lang auf der Straße stehen und schaute spähend rings um sich. Er schien etwas Außergewöhnliches zu erwarten, aber die ganze Straße lag in tiefer nächtlicher Ruhe.

„Dort oben", flüsterte er leise vor sich hin, „sitzt mein

Gefährte und vertieft sich in den Wandel der Sterne, die er nur als goldene Punkte am fernen Himmelsraum kennt, und er weiß so gut wie ich, daß in jeder Minute hier unten in den Straßen der Stadt ein Sturm losbrechen muß, schlimmer als alle, die jemals nach Gottes Willen zwischen Himmel und Erde getobt haben. Er weiß, daß bald die Flammen mit glühenden Zungen an den Mauern lecken werden, wo jetzt viele, so viele tausend Schläfer in Gesundheit dem künftigen Morgen entgegenzuträumen hoffen. Er weiß, der Mann, der sich jetzt darüber belehren läßt, ob die Bahn der Erde um die in unmeßbarer Ferne flammende Sonne ein Kreis ist oder eine Ellipse, wie viele der Schläfer hier rings umher, lange bevor noch das leuchtende Tagesgestirn im Osten emporsteigen wird, als Leichen mit offenen, zum Himmel starrenden Augen an diesem Boden liegen und seine eisigen Steine mit ihrem Blute röthen werden, und er weiß auch, daß unsere Einwirkung dem besiegten Feinde von neuem die Thore der jetzt friedlichen Stadt öffnete. Er weiß es und kann die Erinnerung daran aus seinem Gedächtniß verbannen!

Weh mir! Ich kann das nicht, ich fühle die schweren Thaten, zu denen der Orden mich gebraucht, immer wieder als meine eigenen auf meinem Herzen und Gewissen lasten und kann die Ruhe nicht finden, die ich als ge-

horsames Werkzeug der Verbindung, der ich angehöre, haben müßte und die ich bei meinem Eintritt in dieselbe mit glühender Sehnsucht suchte. Weh mir, o dreimal weh mir, dem Unglücklichsten unter den Unglücklichen! Aber horch, was ist das? Die Würgengel nahen, sie sind da und mit ihnen das Entsetzen." Mit eiligen Schritten verließ er die Hausthür Kepler's und eilte nach der Moldaubrücke an einen Platz unfern der Hasenburg, wo er den Zug der in tiefster Stille in die Stadt geschlichenen Passauer sich sammeln und ordnen sehen konnte.

Ein dort von den kriegsgeübten Freischärlern aufgestellter Wachtposten faßte den Lauscher, um ihn am Schreien zu verhindern, bei der Brust, und ehe er noch den Versuch machen konnte, sich aus den Armen des kräftigen Mannes loszureißen, schmetterte der Morgenstern desselben auf sein Haupt herab, das, nur von der schwarzen Mütze, die zu seiner Ordenskleidung gehörte, beschützt, dem gräßlichen Schlage keinen Widerstand leisten konnte.

Ohne Bewußtsein sank Pater Johannes Fickler, der Lehrer Erzherzog Ferdinand's und der edlen, großherzigen Polixena, der langjährige Beschützer Kepler's, lautlos nieder, und das aus seiner Kopfwunde fließende Blut mischte sich leise weiterrieselnd mit dem eisigen Straßenkoth.

Der passauer Soldat, der in dieser schrecklichen Nacht das erste Blut in den Straßen des überrumpelten und verrathenen Prag vergossen hatte, wendete sich von dem zu seinen Füßen zusammengesunkenen Körper ohne Schauder ab und trat mit aller Ruhe zu einer ganz in seiner Nähe stehenden Gruppe von Personen, die zwar an ihren Soldatenmänteln und Kopfbedeckungen keine Auszeichnung hatten, doch aber durch Haltung und Stellung verriethen, daß sie zu den Befehlshabern der in die Stadt gerückten Truppen gehören mochten.

„Ihr seid's, Heinrich?" sagte einer der Offiziere, indem er mit leichtem Schritt dem Manne entgegentrat. „Was wollt Ihr? Ist etwas vorgefallen?"

„Mein Obrist", entgegnete der Mann, „'s wird unruhig in den Straßen; unsere Leute sind bei einander, wir sind dem Wasserthore hier ganz nahe und könnten vielleicht ohne Schwertschlag uns zum Herrn der Brücke machen, wenn Ihr den Befehl dazu geben wolltet."

„Ist noch unthunlich", antwortete Laurentius Ramé; „ich muß hier noch einen Boten abwarten, der unsere Freunde in der Stadt an mich abschicken wollten. Aber halt, was ist das hier?" fragte er mit bemerkbarer Unruhe, da er im Vorwärtsgehen mit seinem Fuße an den Körper des Jesuiten stieß, der ein leises, schmerzliches Stöhnen hören ließ.

„Eine Leiche", entgegnete der, den sein Obrist Heinrich genannt hatte, „ein zudringlicher Nachtschwärmer, der, ohne die Losung zu haben, hier umherspähte und dem ich meinen Morgenstern ein wenig zu kosten gab; er wird unsere Wege hier nicht mehr verrathen, mein Obrist!"

Laurentius Ramé hatte sich niedergebeugt, und mit seiner Hand das kleine, steife, um den Kopf enge, am obern Rande etwas weitere Barett aufhebend und dasselbe mit seltsamen Blicken betrachtend, sagte er finster: „Du bist immer allzu schnell, wo's gilt, Blut fließen zu lassen, Heinrich. Dieser Mann war jedenfalls ein Freund, wahrscheinlich sogar der Bote, den die Herren Patres, die uns gestern früh diesen Ueberfall anriethen und vermittelt haben, uns an diesen Platz senden wollten. Er trug das Kopfzeug ihres Ordens, scheint aber Gott Lob noch am Leben zu sein." Dann sich zu dem schwer und schmerzlich Stöhnenden niederbückend, sagte der wilde Parteiführer: „Wie ist Euch, ehrwürdiger Bruder, und kann von unserer Seite etwas für Euch gethan werden?"

Der Sterbende antwortete nur mit der Nennung eines Namens. „Kepler, Johannes Kepler", stöhnte er laut.

„Wollt Ihr dahin gebracht werden, so werde ich den Befehl dazu geben", sagte Ramé mit ruhigem Ernste.

„Noch regt sich nichts in der in tiefen Schlaf versunkenen Stadt, die Wachen am Thor sind vollständig überrumpelt und ohne Gegenwehr niedergemacht worden, und wenn wir noch die Brücke besetzen können, ist die reiche Stadt unser Eigenthum. Gebt Eure Hellebarde dem Manne, den ich zu Eurer Ablösung hersenden werde, und tragt diesen Verwundeten in das Haus, das er Euch bezeichnen wird. Die Kraft dazu habt Ihr, wie ich weiß, Heinrich!“

Obrist Ramé entfernte sich raschen Schrittes und der abgelöste Soldat hob die leichte Gestalt des Verwundeten ohne große Anstrengung auf seine Schultern und trug dieselbe nach dessen leise geflüsterten Anweisungen nach dem Hause Kepler's, aus dessen Fenster noch immer das Lampenlicht auf die öde Straße herabschimmerte, ein Beweis, daß die beiden gelehrten Astronomen ihr Gespräch noch immer nicht beendet hatten.

In der That saßen die beiden, in Glauben und Ansichten sehr verschiedenen, aber durch ihre edle Wissenschaft in Freundschaft vereinten Männer sich noch im lebhaften Gespräch mit leuchtenden Blicken gegenüber. Vor ihnen, auf Kepler's Arbeitstische, lagen mehrere, mit Ellipsen verschiedener Art vollgezeichnete Pergamentblätter. In jeder derselben war einer ihrer Trennpunkte mit jenen feinen Strichelchen umgeben, durch welche

Astronomen und Physiker damals wie heute die Sonne zu bezeichnen pflegen, und die radii vectores, von diesem Punkte nach allen Seiten hin ausgehend, theilten die Peripherie bald in zwölf, bald in noch mehrere größere und kleinere Bogen.

Kepler hatte sein schönes, noch so jugendlich erscheinendes Angesicht in die Hand gestützt und sagte, seinem Gefährten voll ins Auge blickend:

„Ihr irrt Euch, werther Herr; nicht mir, sondern meinem großen Vorgänger Tycho de Brahe müßten die Ehren dieser großen und schönen Entdeckung zu Theil werden, das ist meine Ansicht und ich habe sie auch schon Sr. Majestät, meinem gnädigen Kaiser, so unverhohlen wie jetzt Euch ausgesprochen. Tycho's zwanzigjährige, ununterbrochen mit höchstem Fleiß und äußerster Genauigkeit fortgesetzte Beobachtungen der Marsbahn zeigten an derselben die Ellipse so deutlich, daß ein Laie sie in seinen schönen Aufzeichnungen und Karten hätte herausfinden müssen; daß er selbst nicht, wie ich, aus derselben den natürlichen Schluß auf die Bahn aller andern Planeten machte, lag nur an dem Irrthum, mit welchem seine Eitelkeit, die sein falsches und kleinliches System in der Gelehrtenwelt zur Geltung bringen wollte, seinen sonst so klaren Geist umdunkelte. Tycho de Brahe würde der größte Astronom aller Zeiten geworden

sein, wenn nicht sein thörichter Vorsatz, den gerechten Ruhm des Copernicus zu überstrahlen, ihn von den beschränkten Ansichten seiner Zeitgenossen abhängig gemacht hätte. Sein großer Geist hätte sich wohl emporschwingen können zu dem Gedanken, daß die Erde nur ein unscheinbares Pünktchen ist im Weltall, ein Tröpfchen nur im Ocean der Sterne, den Gottes Wille aus der Fülle seines allmächtigen Seins hervorströmen ließ, aber der sonst mit den größten Eigenschaften begabte Mann nahm die Gedanken seiner Zeitgenossen, nicht die Größe des Herrn zur Richtschnur seines Strebens; er wollte nicht wie Copernicus Gottes Gedanken erforschen, sondern ein seinen Mitmenschen gefallendes populäres System erdenken. Sein Ruhm, nicht die Erkenntniß der Wahrheit, war das Endziel seines Strebens, darum blieben seine Augen verschlossen vor der Wahrheit, die sein Fleiß, die Genauigkeit und Ausdauer, mit denen er zwanzig Jahre lang seine Beobachtungen anstellte, ihm deutlich, selbst für mein schwächeres Auge erkennbar, herausstellten. Mit der Gewißheit, daß die Marsbahn eine Ellipse sei, an deren einem Brennpunkt die Sonne steht, mußte sich, wenn er sich nicht bestrebt hätte, sein von ihm erfundenes kleinliches Weltsystem dem Copernicanischen gegenüber zur Geltung zu bringen, wenigstens sogleich die Vermuthung einstellen, daß auch die Erde und

die übrigen unsichtbaren Wandelsterne eine ähnliche Linie um das Centralgestirn beschreiben. So würde er den Ruhm des Copernicus überflügelt haben."

„Aber, mein Herr und Freund", sagte Pater Cysatus, dem eifrigen Sprecher mit Theilnahme in die Augen blickend, „scheint es Euch nicht wie mir, daß die Kreisbahn der Planeten vollkommener und gleichsam dem Gedanken des Weltschöpfers würdiger sei?"

„Mit nichten", entgegnete Kepler; „eine größere Mannichfaltigkeit der Erscheinungen entwickelt sich bei der Ellipse, bei gleicher Regelmäßigkeit derselben. Der kürzere radius vector bei der Sonnennähe unseres und jedes Planeten bedingt ein rascheres Vorwärtsbewegen desselben in gleichen Zeiträumen, und zwar ist der Bogen, den der Planet auf seiner Bahn beschreibt, genau so viel länger in der Sonnennähe, als der radius vector in derselben kürzer ist. So führt die Sonne ihre Planeten gleichsam wie eine Mutter ihre Kindlein am Gängelbande, wie die Hirtin ihr Lieblingslamm an einer Schnur um sich herum. Die Länge des radius vector und die Länge der Bahn, die die Erde zurücklegt, zusammen bleiben in jedem Monate, an jedem Tage, in jeder Stunde und Sekunde untereinander gleich, und daraus folgt, daß auch die in gleichen Zeiträumen zurückgelegten Flächenräume sich jahraus jahrein gleich bleiben, welch

eine Mannichfaltigkeit der Gestaltungen die von der Erdbahn und dem radius vector in jedem gleichen Zeitraum aus geschnittenen Dreiecke auch unter einander bilden. Aber halt, was ist das? Welch ein Lärm beunruhigt die Stadt in dieser späten Nachtstunde?" sagte Kepler sich selbst unterbrechend.

Man hatte so eben mit großer Heftigkeit an die Thür der stillen Wohnung des Gelehrten gepocht; doch war es nicht dies Pochen gewesen, was die Unterhaltung der beiden eifrig sprechenden und nachdenkenden Personen unterbrochen. Von der Stadt tönten der laute Lärm vieler Menschenstimmen, Flüche und wildes Geschrei, auch Gewehrsalven und Kampfgetümmel der mannichfaltigsten Art in das stille Zimmer herüber.

„Die Passauer sind wieder in der Stadt", sagte Pater Cysetus. „Aber was will man hier bei Ihnen, Magister Kepler? Hören Sie nicht, daß man an der Thür Sie beim Namen ruft und Einlaß und Schutz von Ihnen begehrt? Ich werde Sie begleiten, wenn Sie Ihre Thür zu öffnen gehen, und ich denke, daß mein Ordenskleid ausreichen wird, Mißhandlungen und Plünderung von Ihnen und den Ihrigen fern zu halten."

Als die beiden Männer den Flur und die durch Schlösser und Riegel geschützte Hausthür erreicht hatten, war eben auch Frau Barbara Kepler aus ihrem

Schlafzimmer herbeigeeilt, um nach der Ursache der Störung des nächtlichen Friedens zu forschen. Sie war im leichten Nachtgewande und schien sehr geängstigt und verstört zu sein.

„Oeffnet, öffnet, Ihr drinnen, im Namen des dreieinigen Gottes", rief eine rauhe Stimme. „Obrist Laurentius Ramé, der die Stadt genommen, verspricht dem Hause, das dem Sterbenden, der bei mir ist, Aufnahme gewährt, seinen Schutz."

„Oeffnet", flehte dann wieder eine zweite Person, „und gönnt einem, der Euch stets herzliches Wohlwollen erwiesen, ein Plätzchen zum ruhigen Sterben."

Ohne sich lange zu besinnen, öffnete Kepler die festverwahrt Thür, und im Augenblick, daß sie sich aufthat, drängte sich ein großer Mann durch die Oeffnung, der in seinen mächtigen Armen die kraftlose, zum Tode erbleichte Gestalt des Jesuitenpaters Johannes Fickler trug.

„Verschließt das Haus sorgfältig, sichert Alles vor dem Eindringen des Schwarms, der uns wahrscheinlich gleich folgen wird", sagte der Träger mit einer gewissen Freundlichkeit, die seltsam mit seinem rauhen und wilden Wesen contrastirte, und sich an Barbara besonders wendend, setzte er hinzu: „Eilt, wenn Ihr des Herrn Johannes Kepler Hausfrau seid, und gebt dem Schwerverwundeten ein Lager und einen Trunk Wasser."

Alle beeilten sich, dem Leidenden jeden möglichen Beistand zu leisten, und nach wenigen Minuten befand sich Pater Johannes auf einem reinlichen Lager, wo sein Ordensbruder seine blutende, klaffende Wunde untersuchte und verband, da einige Kenntniß der Heilkunde unter den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu keine Seltenheit und in den damaligen Zeiten eigentlich auch jedem Gebildeten nützlich und nothwendig war.

Frau Barbara schien von dem Vorfalle aufs äußerste erschüttert zu sein.

„Was ist geschehen? Was gibt's draußen? Warum bringt man den verwundeten Pater in unser protestantisches Haus?“ fragte sie einmal über das andere unter Händeringen und Schluchzen; Niemand aber schien die geringste Zeit zur Beantwortung ihrer Fragen finden zu können, denn nicht nur der Zustand des Leidenden, sondern auch der mehr und mehr zunehmende Lärm auf den Straßen nahm die Aufmerksamkeit der drei Männer vollständig in Anspruch. Nur der alte rohe Soldat schien einiges Mitleid mit dem Zustande der geängstigten Frau zu fühlen. Er redete ihr hin und wieder freundlich zu, sich zu fassen, meinte, sie solle sich nicht fürchten, denn er sei durch den Herrn Obristen Ramé befehligt, das Haus zu schützen, in welchem die beiden Herren Patres sich bis zu ihrer Abreise in Prag aufhal-

ten würden, und er würde sein Möglichstes thun, um alle Unbilden, die der Einfall seiner Kameraden in der Stadt herbeiführen könne, von ihrem Hause, ihrer Familie und ihr selbst fern zu halten.

Unterdeß ertönten die Sturmglocken von den Thürmen der Stadt, Schaaren bewaffneter Bürger eilten zu den Sammelplätzen, welche Graf Rosenberg ihnen für den möglichen Ueberfall der Passauer schon am Tage des Rückzugs derselben angegeben hatte. Auch Kepler wollte sich waffnen, aber nicht nur Barbara's verzweifeltes Geschrei, sondern auch die ernsten Bitten und Vorstellungen des Paters Cysetus und ein gewisser fester Widerstand des alten passauer Kriegsmanns machten ihm das unmöglich.

„Bleibt, wo Ihr seid, Herr Magister", sagte der seltsame Greis. Jeder mit den Waffen in der Hand gefundene Bürger von Prag wird von den Leuten des Ramé als Empörer gegen Se. Majestät sogleich gehängt. Seid ruhig, Euer Haus, das jetzt diese beiden Herren aufgenommen hat, wird nicht als das eines Protestanten behandelt werden und Euern einzelnen Arm wird der Graf von Rosenberg schwerlich vermissen, wenn er es wagt, gegen kaiserlichen Befehl sich auf einen Kampf mit den kriegsgewohnten Passauern mitten in den Straßen der Stadt einzulassen."

„Bleibt“, sagte auch Pater Cysetus, „bleibt in den Mauern Eures Hauses, bei Weib und Kind, denen Eure Nähe in diesen Stunden großer Angst so sehr nothwendig ist. Das passauer Volk ist nicht ohne kaiserliche Einwilligung inmitten Prags; schlimme Zeiten stehen den Protestanten Böhmens bevor, und nur der Ruhige kann vielleicht noch auf Schonung hoffen. Bleibt und sorgt mit mir für den Unglücklichen, der wahrscheinlich nur noch wenige Stunden zu leben hat und der Euer Verwandter ist und trotz Eures verschiedenen Glaubens in allen Lebenslagen Euer Freund war.“

„Euer Verwandter?“ fragte der alte Soldat, den Verwundeten mit sonderbaren Blicken betrachtend. „Ja, ja, es ist der Johannes Fickler aus Blaubeuern, der Vetter der Renata Streicherin, der vor zwanzig Jahren katholisch wurde und den sein Verhängniß hier in Prag treffen mußte, wo er den Glauben seiner Väter abschwor.“

„Aber wer seid Ihr denn, alter Mann?“ fragte Johannes Kepler, der, mit der Partisane in der Hand neben Cysetus stehend, immer wieder den Versuch machen wollte, hinaus zu den sich zum Widerstande gegen die Eingedrungenen schaarenden Bürgern zu gelangen.

In diesem Augenblick drängten sich trotz des Widerstandes der Mutter die beiden ältesten Kinder Kepler's, Ludwig und Margarethe, in das Zimmer.

Die Kleinen kamen frisch und rosig, barfuß und mit keiner andern Hülle als ihren weißen Hemdchen bekleidet, aus ihren warmen Bettchen und drängten sich an den Vater, ihn mit der Bitte: „Bleib bei uns, geh nicht hinaus in den Lärm und das Schießen, wo schon der Mann, der hier in Deinem Bette liegt, fast zu Tode gekommen ist“, eifrig und liebevoll bestürmend.

„Bleibt“, sagte der alte Passauer noch einmal, mit einem tiefen und trüben Ernst, „verlaßt Eure Kleinen nicht, die Eurer bedürfen, denn des Himmels Fluch folgt dem Vater, der seine Kinder verläßt. Bleibt, Johannes Kepler, und gebt einem mit diesem Fluche Beladenen Eure Verzeihung.“ Er hatte bei diesen Worten seine Hand, die rauh, geschwärzt und mit Blut befleckt war, dem Mathematiker, der sich mit dem ganzen Ausdruck seiner Vaterliebe über seine Kleinen gebeugt hatte, entgegengestreckt, Kepler aber hatte, nur mit der Beruhigung der Kinder beschäftigt, diese Bewegung nicht bemerkt.

„Sieh, Vater“, sagte der kleine Ludwig, „der alte Mann will etwas von Dir.“

„Wollt Ihr mir verzeihen um des unschuldigen Kindes willen, das, ohne mich zu kennen, für mich bittet?“ sagte der Greis noch einmal, als Kepler sein Angesicht jetzt zu ihm erhob.

Dieser schlug ohne weitere Frage jetzt in die ihm ge-

botene Hand und sah dann mit großem Erstaunen, daß die mächtige Gestalt des grauhaarigen Mannes bei der Berührung ihrer Hände wie von einem Blitz getroffen erst zusammenzuckte und dann in die Kniee sank, indem er mit einem Ton, der aus einer gebrochenen Seele zu kommen schien, die Worte: „Mein Sohn!“ rief.

Pater Cysetus sprang dem Niedersinkenden mit Eifer und Umsicht zu Hülfe; dieser aber richtete sich schnell empor, wehrte den Jesuiten von sich ab und sagte energisch: „Nach einem verlorenen, in Sünde und Laster und darum auch in der Tiefe des Elends hingebrachten Leben gibt mir Gott Gelegenheit, meinen Sohn, den ich als ungeborenes Kind um einer Buhlerin willen verließ, als Mann von Ehre, treu dem Glauben seiner Väter, sehen zu dürfen. Gib mir Deine Hand, Johannes Kepler, daß sie mich aufrichte aus der Schmach der Erniedrigung, mit der belastet ich hier zu Deinen Füßen kniee.“

Der Gelehrte trat dicht zu dem alten Landsknecht hin, legte seine Arme um den Nacken desselben und hob ihn vom Boden empor. Frau Barbara und die beiden Kinder standen zitternd neben dieser erschütternden Scene, während Pater Cysetus sich, auf den Athem des Verwundeten horchend, über das Lager desselben beugte. „Magister Kepler“, hauchte dieser mit kaum

hörbarer Stimme, „gebt mir Eure Hand, damit ich Abschied von Euch nehme.“

Kepler trat, indem er den so plötzlich wiedergefundenen Vater sanft nach sich zog, zu seinem vielfachen Wohlthäter, der in seinem Hause sein thätiges und schmerzvolles Leben beschließen sollte.

„Sucht Gott, wie Ihr bis jetzt gethan, immer wieder in seinen Werken und verkündet seinen Preis durch Euern gerechten Wandel“, flüsterte der sterbende Jesuit, indem er seinen brechenden Blick auf das schöne Antlitz des Mannes heftete, der in seinem hohen Geiste und einfachen Herzen jene echte Frömmigkeit bewahrt hatte, die in jeder Religionsform die Menschenseele beglückt und tröstet und sicherlich von keiner einzelnen ausgeschlossen, aber auch auf keine einzelne beschränkt ist.

„Habt Dank, Pater Johannes, für all das Gute, das Ihr trotz unseres verschiedenen Glaubens mir und den Meinigen gethan habt, und möge der Herr der Welt Euch durch den Tod zu der ewigen Seligkeit eingehen lassen, die der Menschengeist, der ihn auf Erden suchte, in seinem Anschauen finden wird.“

„Amen!“ flüsterte der Sterbende, und das schwer verletzte und noch mehr durch Sorgen, Kummer und Reue beschwerte Haupt sank in die Kissen zurück, um sich nicht mehr zu erheben.

Auf einen Wink des Paters Cyſetus beugten die Anweſenden neben dem blutigen Lager die Kniee, und der kleine Ludwig Kepler, der, eins ſeiner Händchen ſeinem geliebten Vater, das andere ſeinem noch ganz unbekannten Großvater überlaſſend, zwiſchen beiden kniete, betete mit ſeinem Kinderſtimmchen, ohne zu ſtottern oder ſich zu unterbrechen, das Vaterunſer.

Es war eine kleine, aus den mannichfachſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Gemeinde, die ſich an dieſem Sterbebette vereinte, aber alle, von dem alten Landsknecht herab bis zum unmündigen Kinde, waren von gleich tiefer Andacht durchdrungen, und während durch die Stadt der wildeſte Kampf der verſchiedenen Religionsparteien tobte, breitete der Frieden der Ewigkeit ſeinen heiligen Schleier über das blaſſe Antlitz des Entſchlafenen.

Drittes Kapitel.

Die wilde Nacht, in welcher das passauer Kriegsvolk in Prag eingebrochen, war vorübergegangen. Dem lautlosen Einschleichen der Räuber war ein wüthender Straßenkampf derselben mit den prager Bürgern unter der Oberleitung des Grafen von Rosenberg und mehrerer andern protestantischen Edeln gefolgt, der zwar die Eindringlinge nicht aus der Stadt getrieben, aber doch viele Häuser und Plätze vor ihrem Wüthen geschützt hatte.

Es war den Bürgern gelungen, das Brückenthor, das zur Altstadt führte, zu schließen. Auf der großen Moldaubrücke waren ganze Haufen der rüden Soldateska getödtet worden, und als der Tag am Himmel erschien, lagen ihre verstümmelten Leichen dort, untermischt mit den Leichen von prager Bürgern, die in ihren Häusern von ihren Weibern und Kindern vergebens zurückerwartet wurden. Alle Furien schienen in diesen

schrecklichen Stunden auf die unglückliche Stadt losgelassen zu sein, denn jetzt, als infolge des tapfern Widerstandes der Bürger die Passauer fast wie Besiegte sich auf Befehl ihrer Anführer in festen Stellungen sammelten, während die Zerstreuten und Versprengten in den Klöstern und Gotteshäusern Asyle suchten, bemächtigte sich der wildeste Grimm der Bewohner Prags, der vorzüglich gegen jene Zufluchtsstätten ihrer Feinde seine Richtung nahm.

Man rief sich zu, daß die Mönche im Kloster zu Emaus viele Passauer versteckt hielten, und dorthin strömte nun die ergrimmte Schaar der niedrigsten Pöbelhorden; denn die bessern Bürger hatten sich, sobald als die Ruhe nur einigermaßen wiederhergestellt war, in ihre Wohnungen und zu ihren geängstigten Familien zurückgezogen.

In den Klöstern verübten die Vertheidiger der Stadt in ihrem protestantischen Eifer jetzt vielfache Excesse. Passauer Soldaten wurden aus ihrem Versteck im Kloster Emaus hervorgerissen und grausam ermordet, aber nicht diese allein, sondern auch drei der Chorherren des Stifts traf ein gleiches Schicksal. Auf dem Wyschehrad wurden die Häuser der Domherren geplündert und ein gleiches Schicksal traf die Pfründner bei Maria-Schnee; wilde Verwirrung herrschte an allen Orten und

ernste Trauer um ein vermißtes Familienglied fast in jedem Hause.

In diesen Scenen des Schreckens bewahrten jedoch die Anführer des passauer Volks ihre Haltung, und an der Spitze derjenigen seiner Truppen, die sich auf den Sammelplätzen eingefunden, marschirte Laurentius Ramé, ohne von seiten der Prager einen geregelten Widerstand zu finden, hinauf nach dem Hradschin, wo sie unter dem Jubelrufe „Vivat Rudolfus!“ dem Kaiser den Eid der Treue leisteten.

Einen Augenblick lang schien das untreue und wankelmüthige Herz dieses unglücklichen und irrenden Fürsten sich dem jubelnden Gefühle eines Siegs über seine rebellischen Unterthanen erfreuen zu wollen; er ließ sich unter den versammelten Anführern der Truppen sehen, empfing mit Lächeln ihre Huldigungen und fragte mit Theilnahme nach den beiden Jesuitenpatres, deren Schicksal indeß für den Augenblick Niemand bekannt schien. Als ihm gemeldet wurde, daß die Brückenthore noch immer gesperrt seien, daß viele Truppen sich in der Altstadt unter dem Befehle Rosenberg's und anderer protestantischer Standesherren sammelten und daß die Stände Böhmens fest entschlossen seien, sich allen Ernstes den Passauern, obgleich sie dem Kaiser öffentlich gehuldigt hatten, zu widersetzen, ließ er in Eile einen Rath zu-

sammenberufen und sandte diejenigen seiner katholischen Räthe, die er für die treuesten und umsichtigsten hielt, hinunter nach dem altstädtischen Rathhause, wo die protestantischen Anführer sich seit dem Morgen versammelt hatten. Unter diesen Abgeordneten befanden sich viele kühne und entschlossene Männer, unter andern auch Wilhelm von Slawata, seit längerer Zeit von den Protestanten sehr gehaßt.

Die Abgeordneten des Kaisers forderten, daß die zur Vertheidigung der Stadt zusammengezogenen Kriegsmannschaften sich, wenn sie nicht als Rebellen behandelt sein wollten, sogleich mit den Passauern, die Sr. Majestät bereits gehuldigt, vereinigen, ihr schweres Geschütz denselben ausliefern und ihnen die Brückenthore öffnen sollten.

Die Antwort von seiten der Protestanten war, daß sie sich unmöglich mit Truppen vereinigen könnten, die im Lande schon so viel Schaden angerichtet, sich der Stadt zum Theil mit Gewalt, zum Theil durch Verrath noch in dieser Nacht bemächtigt und in allen Stücken als Feinde gezeigt hätten. Sie wären vielmehr fest entschlossen, diese fremden Truppen durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel aus dem Lande zu vertreiben, und würden ihnen deshalb auch weder die Brückenthore öffnen, noch weit weniger ihr Geschütz überliefern.

Auf diese Antwort übergab der Kaiser den passauer Obristen Sulz und Althan fünf schwere Geschütze, die von diesen so aufgepflanzt wurden, daß sie die schöne Altstadt hätten in Grund und Boden schießen können, worauf die versammelten Stände beschlossen, nach Wien eine Botschaft an Matthias zu senden und ihn zu ersuchen, mit seinem Heere sogleich nach Böhmen zu ihrem Beistande herbeizueilen.

Die Appellation seiner Unterthanen an seinen gehaßten Bruder war jederzeit für Rudolf's Uebermuth ein schwerer Schlag, besonders aber jetzt, wo er die Hülfe der Truppen, die er doch eigentlich in den Ländern seiner Neffen Ferdinand und Leopold und zum Widerstand gegen jenen, sehr gegen den Willen der gesammten böhmischen Stände hatte werben lassen, offenkundig benutzt hatte. Er wollte um jeden Preis Frieden machen mit seinen rebellischen Unterthanen. Seine Räthe fingen von neuem zu unterhandeln an. Der Kaiser erklärte in Gegenwart von zwanzig passauer „Kriegsbedienten", die Truppen der prager Altstadt mustern zu wollen, die ihm sodann den Eid der Treue schwören und durch endliche Oeffnung der Brückenthore die Communication zwischen den verschiedenen Stadttheilen herstellen sollten; auch solle man den aufrührerischen Pöbel aus Prag verweisen und den Passauern freies

Geleit sichern, daß sie unbehindert Prag verlassen könnten.

Dabei fand der Kaiser es für gut, den Herren von Rosenberg, von Lobkowitz und allen Andern, die die Vertheidigung Prags geleitet, seinen Dank zu sagen und sie der Fortdauer seiner kaiserlichen Gnade zu versichern.

Was die Stände antworteten, war für die Verhältnisse gemäßigt und verständig genug. Sie willigten zunächst darein, daß ihre Truppen in Gegenwart der passauer Offiziere dem Kaiser den Eid der Treue leisten sollten, erklärten aber die Oeffnung der Thore nicht eher für möglich, als bis die fremden Truppen drei Meilen von der Stadt entfernt wären. Auch würden sie den Passauern kein Geleit zum Abzuge geben, da diese ohne ihr Geleit und sehr gegen ihren Willen die böhmischen Lande betreten hätten.

Rudolf war über diese Antwort entrüstet. Nicht seine empörten Unterthanen fürchtete er, mit einigen Zugeständnissen hinsichtlich freier Religionsübung glaubte er das Volk, mit einigen Gnadenbezeugungen die Vornehmen immer noch beruhigen und sich geneigt machen zu können. Das Herbeiströmen einer Menge waffenfähiger Männer aus Böhmen und Mähren, auch aus dem nahen, ebenfalls von religiösen Unruhen zerrissenen Schle-

sien hielt er für eine vorübergehende Demonstration, da diese zu Fuß und zu Roß herbeiströmenden Schaaren nur die Inschrift „Contra Ramé“ auf ihren Fahnen und Feldzeichen trugen. Matthias, sein feindlicher Bruder, war das Schreckgespenst, das er allein fürchten zu dürfen glaubte. Er wünschte deshalb dringend eine Unterredung mit den beiden Jesuiten, den Abgeordneten seines Neffen Ferdinand, doch schienen diese mehrere Tage wie verschwunden, und er glaubte, sie seien abgereist, bis am dritten Tage nach jener grausigen Nacht Gräfin Polixena ihren kaiserlichen Freund benachrichtigte, daß einer der Gesuchten, der würdige Pater Cysetus, sich im Hause des Magisters Kepler befände, woselbst ihre Kammerfrau, die Schwäbin Apollonia, ihn gesehen.

„Das ist der Mann, dessen ich bedarf“, frohlockte der Kaiser, und bald darauf betrat der eilig Herbeigerufene das Zimmer der Frau von Rosenberg, wohin er durch Apollonia gerufen worden war.

Die Gräfin war allein, als er erschien, und ein tiefes Weh bemächtigte sich ihrer Seele, als sie erfuhr, daß und auf welche Weise der Mann gestorben sei, den sie seit ihrer Kindheit für ihren treuesten Freund gehalten.

„Und Herr Johannes Kepler lebt und ist in diesen rauhen Zeiten der Welt und seiner Familie erhalten?“ fragte sie dann rasch.

„Er lebt", entgegnete Cysetus, „zum Heil der Wissenschaft, deren glänzendstes Licht er ist, und hat sich in diesen Tagen um mich und meinen dahingeschiedenen Freund so große Verdienste erworben, daß wir wohl die Verpflichtung hätten, ihm auf die eine oder die andere Weise unsere Dankbarkeit zu bezeigen. Magister Kepler ist ein merkwürdiger, ich glaube sagen zu müssen, ein wahrhaft wunderbarer Mann, und wohl hoffe ich, daß er endlich in den Schooß unserer heiligen Kirche zurückkehren wird. Stets zum Frieden rathend, stets nicht blos die Rechte und Wünsche seiner eigenen Partei, sondern auch die der Gegner in Anschlag bringend, wo es zu rathen oder zu handeln gilt, scheint er nichts vor Augen zu haben, als was die Gerechtigkeit verlangt. Er rief dem Pöbelhaufen, der das Kloster von Emaus stürmte, zu, der Chorherren zu schonen, und daß die schönen Gebäude nicht durch die rasenden Mordbrenner ein Raub der Flammen geworden, ist ihm allein als Verdienst anzurechnen. Unter seinem Dache habe nicht nur ich, sondern hat auch die Leiche meines Freundes Schutz gefunden, denn der wüthende Pöbel verlangte unsere Auslieferung unter den entsetzlichsten Drohungen. Da man auf irgend eine Weise in Erfahrung gebracht, oder da es sich das empörte Volk wenigstens einbildete, daß wir die Einlassung der passauer Truppen auf den Be-

fehl des Kaisers vermittelt und denselben auch später noch Sr. Majestät Instructionen überbracht hätten, so wäre selbst die stille Leiche meines Freundes, der von der Hand eines passauer Soldaten gefallen war, vor den rohesten Mißhandlungen nicht gesichert gewesen; mich, den Lebenden, aber hätten diese Wütheriche unfehlbar in Stücke gerissen, obschon der Tod des Paters Fickler von der Hand eines passauer Soldaten doch den Beweis hätte führen müssen, daß keine Verbindung zwischen uns und jenen stattgefunden."

„Mein würdiger Herr und Freund", entgegnete die Gräfin mit leichenblassen Wangen, „Sie sind hier im Hause der Schülerin Ihres zu Gott gegangenen Freundes, der vieljährigen Vertrauten und Rathgeberin Kaiser Rudolf's. Es ist jetzt, wie die Angelegenheiten stehen, weise, daß Sie jede Verbindung Sr. Majestät mit dem passauer Kriegsvolk in Abrede stellen, und selbst in diesen verschwiegenen Wänden würde kein Hauch meines Mundes das Gegentheil behaupten. Se. Majestät erachten es für dringend nothwendig, und ich fühle die Richtigkeit dieser Maßregel, sich mit seinen Ständen dauernd und ernsthaft zu versöhnen, und ich soll das Mittel sein, mindestens einen der gefürchteten Anführer des Heeres, das den Passauern so großen Schaden gethan, zu einem treu ergebenen Diener meines Kaisers zu machen."

In diesem Augenblick erhob Frau Apollonia Wellinger die Gardine der Thür, die zu dem Vorzimmer führte, und meldete mit ihrer sanften, klaren Stimme, daß Se. Majestät so eben im Begriff sei, den Palast der Frau Gräfin zu betreten.

Polixena fuhr wie von einer Feder geschnellt von ihrem Sessel empor und befand sich gleich darauf an den Stufen der Freitreppe ihres Schlosses, die der Kaiser so eben zu betreten im Begriff war.

Mit einer Geberde, die seines ritterlichen Vaters nicht unwürdig gewesen wäre, reichte der Monarch seinen Arm der schönen und geistvollen Frau, auf deren Treue er zu allen Zeiten mit gleicher Sicherheit rechnen konnte.

Als beide sich im Zimmer befanden, winkte der Kaiser auch dem anwesenden Jesuiten, Platz zu nehmen, und ließ sich von diesem dann zunächst die nähern Umstände von dem Tode Johannes Fickler's erzählen.

„Wir haben einen klugen Rathgeber, vielleicht sogar einen treuen Freund an dem Manne verloren", sagte er mit leisem, trübem Kopfschütteln; „werdet Ihr, Herr Cyssetus, im Stande sein, seinen Platz würdig auszufüllen, auch besonders jetzt in der zarten Angelegenheit, in welcher Wir Eurer bedürfen?"

„Ich darf meinen guten Vorsätzen keine Worte geben", entgegnete der Jesuit mit Würde, „denn es ist Ew. Majestät wohl bewußt, daß die Mitglieder unseres heiligen Ordens Leib und Leben in den Angelegenheiten, die zur Ehre der Kirche dienen, hinzugeben jederzeit verpflichtet und durch den Orden selbst wohlgeschult und vorbereitet sind."

„Wohl denn, zur Ehre der heiligen Kirche, mein Herr Pater!" sagte der Kaiser mit Nachdruck. „Unter den Anführern jener Heerhaufen, die sich Soldaten der protestantischen Kirche Böhmens nennen, befinden sich mehrere, die seit Jahren schon mit allem Eifer um die Hand dieser edlen und mit Gütern reich gesegneten Dame, der Wittwe Unseres in Gott ruhenden Freundes, des Obristburggrafen von Rosenberg, Gräfin Polixena von Rosenberg, aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Pernstein stammend, in allen Ehren werben. Frau Polixena ist nun kraft eines Gelübdes, das sie der allerheiligsten Mutter des Erlösers gethan, gesonnen und verpflichtet, denjenigen der Herren, die gegen diese verruchten Passauer gekämpft, mit ihrer Hand und Person zu beglücken, der, von seinen Ketzereien lassend, zur heiligen Mutterkirche zurückkehrt. Wir, ihr Freund und Oberlehnsherr, geben zu diesem gottseligen Entschluß Unsere kaiserliche Einwilligung und

erklären auf der Hochzeit des also verbundenen Paares Gast und Brautführer sein zu wollen. Diese Unsere Willensmeinung denjenigen mitzutheilen und zwar in einer Weise, wie es sich für Unsere kaiserliche Gnade und die Ehre der hohen Dame schickt, beauftragen wir Euch, Pater Cysetus, und erwarten in möglichst kurzer Zeit die Erklärung der Bewerber durch Euern Mund."

Der Jesuit verbeugte sich mit tiefer Ehrerbietung; es war ein Auftrag, dessen sichere und zuverlässige Ausführung ihm, das fühlte er wohl, auch Ehre bei den Obern seines Ordens bringen würde; doch konnte er nicht umhin, vor dem Kaiser und der Gräfin es auszusprechen, wie er der Ansicht sei, daß die Gaben seines in Gott ruhenden Ordensbruders diesen zur Ausführung dieses Auftrags besser als ihn selbst befähigt haben möchten.

Eine Stunde später befand sich die Gräfin wieder allein in ihrem stolzen Palaste, dem Erbe ihres ersten großmüthigen Gatten. Sie sah bleich und müde aus; das Bedürfniß sich mitzutheilen, lag schwer auf ihrem Frauenherzen. Bitter fühlte sie den Verlust des Freundes, der seit ihren Kinderjahren der Vertraute ihrer Gedanken gewesen war, an dessen wohlwollende Aufrichtigkeit sie in allen Lebenslagen geglaubt hatte und von dessen plötzlichem und gewaltsamem Tode sie so eben die traurige Gewißheit erhalten hatte.

Den Kopf in die Hand gestützt, ließ die schöne und vornehme Dame ihren Thränen freien Lauf und fand in dem Strömen derselben die süßeste Erleichterung des Herzens.

Polixena von Rosenberg war eine der ältern Schwestern aus ihrem sehr vornehmen, aber mit neunzehn Töchtern gesegneten Hause. Ihre Mutter, die sehr edle Gräfin von Pernstein, war Ehrendame und die vertraute Freundin der Kaiserin Maria, der geliebten Gemahlin des Kaisers Max, gewesen, die im Laufe einer in seltener Weise glücklichen Ehe ihren Gatten mit sechs hoffnungsvollen Söhnen beschenkt hatte. Die Kinder beider Frauen hatten schon in den frühesten Lebensjahren mit einander gespielt, und es ist unzweifelhaft, daß die kleine Polixena von Pernstein schon die Knabenliebe des jungen Erzherzogs Rudolf gewesen war.

Frau von Pernstein, eine Spanierin von hoher Geburt, war über ihren reichen Töchtersegen gerade nicht übermäßig entzückt und kannte kein eifrigeres Streben, als jedes der schönen Mädchen, die wie ein Blütenkranz ihr Haus schmückten, durch Verheirathung mit einem reichen, standesmäßigen Gatten in eine Stellung zu versetzen, die der ganzen Familie zur Ehre gereichte. Alle Töchter der Pernsteins waren gut unterrichtet, streng in Ehre und Sittsamkeit erzogen und von der Natur mit

großer Schönheit ausgestattet. Früh hatte man sie gelehrt, daß die Töchter der Großen dieser Welt nicht das Recht hätten, bei der Wahl ihrer Gatten auf die Stimme des Herzens zu hören und daß ihnen selbst das Recht nicht zustände, ihre Hand Bewerbern zu verweigern, deren Vermögen, Adel und Glauben den Ansprüchen ihrer Aeltern genügten.

Die zarte, liebliche Gespielin des künftigen Kaisers wurde von ihrer vorsichtigen Mutter am strengsten bewacht, wenn sich auch in ihrem kindlichen Herzen keine Leidenschaft für den um mehrere Jahre ältern Spielgefährten entwickelte. Polixena war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als sie sich mit dem sechsundvierzigjährigen Obristburggrafen von Rosenberg, dessen vierte Gattin sie werden sollte, mit Bewilligung aller Betheiligten verlobte.

Prinz Rudolf, der erwählte Nachfolger seines kaiserlichen Vaters, schien mit der Abschließung dieser nach bürgerlichen Begriffen so ungleichen Ehe keineswegs unzufrieden zu sein, und die junge Gräfin von Rosenberg blieb auch nach seiner Thronbesteigung am Himmel der Schönheiten seines Hofs der glänzendste Stern.

Der Gatte, der das schöne junge Geschöpf während der kurzen Dauer ihrer Ehe täglich mehr lieben und achten gelernt hatte, stellte ihre Verhältnisse für den möglichen Fall seines Todes so fest, daß sie als achtzehnjährige

Wittwe nicht nur die schönste, sondern auch die reichste unter den vornehmen Damen des hohen böhmischen Adels war, als deren vornehmste sie als die Wittwe Rosenberg's unzweifelhaft angesehen werden mußte. Kaiser Rudolf, damals auch noch in der Blüte seines Lebens stehend, hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, ihr den Platz an seiner Seite anzubieten, aber Polixena's Freundschaft für den Jugendfreund und loyale Treue gegen den von mancherlei Verräthereien umgebenen Fürsten waren groß genug, sie solch glänzendes Anerbieten ehrerbietig ablehnen zu lassen. Sie selbst machte den durch die Prophezeiungen seiner Sterndeuter eingeschüchterten Fürsten auf die Nothwendigkeit aufmerksam, seine Regierung durch eine andere, allen Standesansprüchen genügende Vermählung zu befestigen.

„Es ist nicht der gleiche Fall", sagte die edle Dame, „wenn Ew. Majestät die Wittwe eines Rosenberg auf den böhmischen Thron zu erheben geruhen wollten, als wenn ein Rosenberg einst die Wittwe eines böhmischen Königs zur Gemahlin nahm. Zudem haben sich die Zeiten und Verhältnisse Böhmens sehr geändert. Rücksichten auf Böhmens Glück müssen selbst bei der Wahl einer Gattin Ew. Majestät königliches Herz zunächst leiten, und Polixena, die Freundin Ihrer Kindheit, wird in allen Zeiten ihres Lebens Ew. Majestät und deren erhabener

Gemahlin treueste Unterthanin und zärtlichste Freundin bleiben."

Als die Dame, die jetzt weinend in der Einsamkeit ihres Zimmers saß, diesen Ausspruch that, war der Mann, den sie beweinte, schon ihr Lehrer, Freund und Rathgeber; aber die großherzige Frau hatte von zwei Umständen in seinem wahren Leben keine Vorstellung; zunächst von der tiefen verzehrenden Leidenschaft, die er, den sie für ihren aufrichtigsten Freund hielt, für sie im Busen trug, dann aber auch davon, daß sie durch ihn zum Werkzeug und zwar zum willenlosen Werkzeug jener mächtigen Congregation gemacht werden sollte, deren geheimnißvolles Wirken noch heute in der Welt gefürchtet wird.

Polixena vertraute ihrem Lehrer Johannes Fickler als einem Mann von hoher Ehre, von aufrichtigster Frömmigkeit und als demjenigen, der ihr junges Herz zu jeder Zeit schnell und ganz verstanden hatte, aber sie war, obgleich durch Geburt und Erziehung fromme Katholikin, doch viel zu selbstständig, als daß sie sich hätte einem Rath fügen sollen, der ihren geläuterten Begriffen von Frauen- und Standesehre schnurstracks widersprach. Wie hätte sie auch, die die Hand des Kaisers aus Loyalität nicht annahm, in eine schmachvolle Verbindung mit ihm treten können? Seit jener Zeit hatte ihre Ge-

fühlswelt überdies eine Veränderung erlitten, von welcher ihr stolzes Herz sich noch vor wenigen Jahren nichts hätte träumen lassen. Es war ihr auf ihrem Lebenswege ein Mann begegnet, der ihr als die Verkörperung edelster, vollendetster Männlichkeit die Perle des echten Frauenglücks in seiner Hand zu halten schien.

Die schöne, stolze, gefeierte Gräfin hatte schon beim ersten Anblick des Jünglings Kepler gefühlt, daß in dessen klaren Blicken für sie ein ganzer Himmel aufgeschlossen sei, und so war sie, die vornehme Dame, jahrelang mit tiefstem Interesse dem Ruhme gefolgt, den jener schlichte Fremde sich mit jedem Jahre mehr in einer ihr zwar fremdartigen, aber für ihren Geist durchaus nicht ganz verschlossenen Sphäre erwarb.

Die Zeit vor dem Beginn des dreißigjährigen Kriegs war abstractem Nachdenken durchaus nicht ungünstig. Jedermann, fast ohne Unterschied des Standes, beschäftigte sich mit den theologischen Wissenschaften, und die feinen Unterschiede zwischen den Lehren Zwingli's, Calvin's, Wicleff's, Luther's, der Albigenser und Lollharden, die heutzutage wohl nur gelehrte Theologen genau anzugeben wissen, waren Gegenstände des Gesprächs in jedem bürgerlichen Familienkreise.

Aber auch in anderer Richtung war der Funke ernsten Nachdenkens in alle Herzen geworfen worden. Das

Copernikanische System hatte nicht blos bei den Fachgelehrten großes Aufsehen erregt, sondern überall, bei Gelehrten und Ungelehrten, eine Art freudiger Ueberraschung hervorgebracht; man fühlte sich gewissermaßen stolz, das täglich Gesehene, Unbegreifliche, das große Wunder, das wir mit dem Namen Natur bezeichnen, in so einfacher, so passender, so leicht verständlicher Weise erklären zu können.

Die Mütter erzählten den horchenden Kindern von dem sich umwälzenden Erdball; doch nicht unter den Laien, die die einfache Wahrheit der neuen großen Lehre leicht einsahen, sondern unter den Gelehrten entspannen sich wilde Streitigkeiten, indem diese das augenscheinlich erkennbar Wahre mit gewissen Aussprüchen der Bibel in Einklang zu setzen suchten, die sie nun einmal für buchstäbliche Wahrheit gehalten wissen wollten.

Unsere heutige Zeit macht dem Katholicismus sehr mit Unrecht den Vorwurf, sich der Copernikanischen Lehre entgegengesetzt zu haben. Der große Mann, den wir mit Stolz unsern Landsmann nennen können, war selbst katholischer Geistlicher, und zwar Domherr zu Frauenburg in Preußen. Gerade die protestantischen Geistlichen waren es, die mit zelotischem Eifer sich einer Lehre widersetzten, die den Lehren der Bibel geradezu widersprach.

Durch ihren verehrten Lehrer Pater Johannes Fickler hatte Polixena zuerst von der Weisheit und Gelehrsamkeit des jungen würtembergischen Magisters sprechen hören. Der Jesuit war es auch gewesen, der seine wißbegierige Schülerin auf die schlichten und so treffenden Aeußerungen seines jungen Verwandten aufmerksam gemacht hatte, daß die Bibel kein Lehrbuch der Naturwissenschaften, deren Standpunkt sich mit jedem Jahr der fortschreitenden Erkenntniß ändert, sondern das der ewigen Wahrheiten, der Moral und Gottesverehrung sei. Diese Aeußerungen fanden einen tiefen Anklang im Herzen der wissensdurstigen Frau, und wenn in Wort oder Brief der Jesuit seine Schülerin auf einen neuen Ausspruch seines geschätzten Verwandten aufmerksam gemacht hatte, was ziemlich oft geschah, und er ihre Vermittelung für die Anstellung desselben am kaiserlichen Hofe in Anspruch nahm, wenn er die sanfte Duldsamkeit des edlen Denkers vor ihr und sich selbst als Geneigtheit zu seinem Rücktritt in die katholische Kirche erklärte, wenn Tycho de Brahe, Kaiser Rudolf und ihr alter jüdischer Freund Rabbi Löw die große Gelehrsamkeit des noch so jugendlichen Mannes priesen und die harten Prüfungen seines Lebens bedauerten, sah Polixena stets das schöne, bescheidene Jünglingsantlitz mit dem entflohenen Vogel in der Hand in der Weinlaube zu Stuttgart vor den Augen ihres Geistes, bis

sie ihn als reifern Mann in Prag wiedersah und Gelegenheit fand, ihm so viel Gutes zu erweisen, als nöthig ist, eine edle Frauenseele auch ohne alles Uebrige für einen Mann zu interessiren. Denn es bleibt eine in alle Ewigkeit bestehende Wahrheit, daß die Liebe eines großherzigen Weibes durch nichts so rasch und leicht genährt wird, als durch die freundlichen Sorgen für das Wohl des Geliebten. Daß Polixena in der alten würdigen Erzieherin Kepler's eine Frau fand, die wie nie eine andere vor oder nach ihr sie zu würdigen und zu verstehen fähig war, knüpfte ein neues und schönes Band zwischen der vornehmsten Dame an Rudolf's Hofe und dem armen Hofastrologen, dem der Kaiser die Arbeit, die ihn ernährte, die Berechnung der Prutenischen Tafeln, nur darum anvertraute, um seine große Gelehrsamkeit zu Zwecken zu benutzen, die nach der Ansicht Kepler's nicht sowohl sündlich als unsagbar thöricht waren. Uebrigens galt Kepler bei seinen Zeitgenossen für den größten Astrologen der Gegenwart. Die Weissagungen in seinen Kalendern, von seinem scharfen Verstande und seiner gesunden Urtheilskraft eingegeben, trafen sehr oft zu, aber er hatte sie nicht sowohl aus den Constellationen der Planeten berechnet, als aus den in der Gegenwart oder Vergangenheit bekannten Ursachen gefolgert. Seine meteorologischen Kenntnisse dankte er großentheils seiner

Erziehung in und mit der Natur. Apollonia's und des alten Magisters Beilmann Wetterkunde waren nicht unbedeutend gewesen, und beide hatten ihre einfachen Regeln auf ihren Schüler vererbt. Physik war außerdem ein Lieblingsstudium Kepler's, und seine optischen Erfindungen und Beobachtungen haben noch bis auf den heutigen Tag, bei dem so unendlich erhöhten Standpunkte aller Naturwissenschaften, ihren Werth und ihre Geltung behalten. Gräfin Polixena, die bedeutendste Frau ihres Zeitalters, war, wenn auch nicht ganz und gar befähigt, den großen Geist dieses Mannes zu verstehen, doch in mannichfachen Beziehungen seiner würdig; denn stand sie ihm im Forschen nach der Wahrheit als Wissenschaft auch sehr nach, so war doch ihr Streben, das Rechte zu üben, in seiner ernsten Kräftigkeit dem seinigen gleich, wie ganz verschieden auch die Pflichtenkreise sein mochten, in welchen jede dieser Menschenseelen zu wirken von Gott berufen war. An einer einzigen Stelle trafen beider Pflichten zusammen oder berührten sich wenigstens. Beide waren treue Diener, ja sogar aufrichtige Freunde des von allen Seiten verrathenen Kaisers und von Herzen bereit, ihm jedes Opfer zu bringen, das sich mit Ehre und Pflicht vereinen ließ.

Nach dem Abzuge des passauer Kriegsvolks, dessen schwere Excesse von allen seinen Unterthanen dem Kaiser

zugeschrieben wurden, hielt es also Polixena für ihre Pflicht, ihr Gelübde zu halten und demjenigen der protestantischen Standesherren Böhmens ihre Hand und ihr großes Vermögen zu übergeben, der ihr durch seinen Rücktritt zum Katholicismus den Beweis liefern würde, daß er dem Matthias gegenüber, der sich das Ansehen eines Schützers des Protestantismus gab, die loyale Treue gegen Rudolf bewahren würde. Die Dame wußte sehr wohl, daß sich unter denen, die gegen die Passauer gekämpft hatten, besonders zwei befanden, die sich seit Jahren darum bemüht hatten, ihre Hand zu erringen, beide Repräsentanten großer böhmischer Familien, beide ihr durch Rang und Vermögen vollständig ebenbürtig, beide auch im Aeußern wohlgeeignet, als Gatten der schönsten Frau ihrer Zeit würdig zur Seite zu stehen. Der um viele Jahre jüngere Bruder ihres ersten Gemahls, der letzte des stolzen Hauses Rosenberg, war der eine, der andere Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, Vetter der schönen Eva, deren Vater damals noch immer in einem unbekannten Kerker schmachtete oder bereits in demselben gestorben war.

Beiden konnte die Dame Achtung und Vertrauen, obschon keine eigentliche Liebe in die Ehe zubringen, beide aber hätten das Gefühl, das sie für einen tief unter ihrem Stande stehenden, verheiratheten Mann

hegte, für nichts gehalten, nicht einmal für eine vorübergehende Laune! Ein Schooßhündchen, der hübsche Papagai, den Kepler einst der Gräfin wiedergegeben, würden ihnen etwa ebenso gefährlich für das Herz Polixena's erschienen sein, als der würtembergische Magister, der für Geld allerhand berechnete, was am Himmel vorgehen sollte, und für Bürger und Bauern Kalender machte.

Kepler selbst, dessen erhabene Seele sein Zeitalter ebenso wenig als die Höhe seines Wissens zu würdigen verstand, befand sich eben zu jener Zeit in einer sehr traurigen Lebenslage.

Der Kampf mit den kleinlichen, niederdrückenden Sorgen ums tägliche Brod war ihm etwas Bekanntes und Gewohntes. Er hatte es gelernt, inmitten der beschränktesten Verhältnisse, die ihm durch die Art und Weise seiner Gattin keineswegs erleichtert wurden, seine Gedanken auf die erhabenen Gegenstände seiner Berufsstudien zu richten. Man erzählt von dem großen Isaak Newton, seinem Nachfolger, daß er stets daran habe erinnert werden müssen, daß die Essenszeit gekommen sei, und daß seine Umgebung ihn mit Leichtigkeit dahin brachte, zu glauben, er habe seine Mahlzeit bereits eingenommen; ähnlich und doch auch wie anders war dies in Kepler's Lebensverhältnissen! Seine eigenen Bedürf-

nisse würden von ihm selbst wohl nie als etwas Drückendes empfunden sein, aber fünf kleine Kinder, von denen das jüngste noch an der Mutterbrust lag, erwarteten ihr Alles aus seinen Vaterhänden, und Barbara erinnerte ihn stets, gleichviel, ob zur rechten oder zur unrechten Zeit, an das, was nothwendig wurde. Ach, und er liebte seine Kinder mit so großer Innigkeit! Ihre Bedürfnisse konnte sein warmes Vaterherz nicht für etwas Geringes halten, und die Klagen seines Weibes über Sorge und Mangel fraßen doppelt und dreifach an seinem Herzen.

Nach dem Einfalle des passauer Kriegsvolks hatte der Kaiser keinem seiner Hofbedienten die geringste Zahlung geleistet; auch Kepler befand sich mit seiner Familie deshalb wieder in tiefer Noth.

Pater Cysetus hatte dafür gesorgt, daß die Leiche seines Gefährten aus dem protestantischen Hause entfernt, nach dem Kloster zu Emaus gebracht und dort nach katholischem Ritus begraben wurde. Kepler betrauerte den Jesuiten als einen dahingeschiedenen Freund und Verwandten, ohne an der Verschiedenheit des Glaubens Anstoß zu nehmen.

Der alte Landsknecht aber, der sich für den längst verschollenen Vater Kepler's ausgegeben, hatte in der Nacht des wilden Straßenkampfes die geängstigte Fa-

milie wieder verlassen und bis zur Entscheidung des Gefechtes war nichts von ihm gehört worden. Als jedoch am folgenden Morgen in der Stadt wieder Ruhe zu herrschen begann, als die empörten Bürger das eingeschlossene und halb besiegte Kriegsvolk nach allen Richtungen hin mit wildester Wuth verfolgten, fand Kepler eine mit Blut bedeckte Gestalt zusammengekauert in einem dunklen Winkel seines Hausflurs, die Gestalt dessen, der sich wenige Stunden vorher seinen Vater genannt hatte.

„Wie kommt Ihr hierher?" fragte der Gelehrte mit einem jähen Schreck.

„Ich will hier sterben!" antwortete der Blutende. „Ein Sohn wird seinem Vater das Fleckchen nicht versagen, um in Ruhe sterben zu können."

„Ihr seid verwundet?" fragte der Hausherr.

Der Alte richtete sich, einen Fluch murmelnd, unter heftigen Schmerzen empor, riß mit einer zuckenden Handbewegung eine Schnur entzwei, die um seinen Hals befestigt gewesen, und warf ein kleines Päckchen, welches er an derselben getragen, weit von sich.

„Der Teufel hat mir gelogen!" rief er dabei wild, sank dann aber sogleich wieder heftig wimmernd zusammen.

Der gestern noch trotz seiner Jahre so riesenstarke Mann erlag den wilden Schmerzen einer Schußwunde, die ihm die Eingeweide zerrissen.

„Es ist aus mit mir", jammerte er mit verzweifeltem Tone, „ganz aus, und der Teufel fordert meine Seele, weil er weiß, daß ich jetzt anfangen würde, seiner Macht durch ein besseres Leben Trotz zu bieten."

Wer auch der Unglückliche sein mochte, und obgleich er zu einer Bande unbarmherziger Feinde gehörte, das sanfte Herz Johannes Kepler's fühlte tiefes Mitleid mit seinen Leiden.

Nachdem er ihm mit eigener Hand ein möglichst bequemes Lager da, wo er zusammengesunken war, hergerichtet hatte, besorgte er ihm einen frischen Trunk, den jener mit Begierde zu sich nahm, verband mit eigener Hand so gut als möglich seine Wunde und versuchte ihn durch sanftes Zureden zu beruhigen. Bei dieser Samariterbeschäftigung traf ihn Barbara, die beim Anblick des Passauers entsetzt zurückprallte und mit aller Entschiedenheit und Bitterkeit ihres Wesens verlangte, daß das Entsetzliche aus ihren Augen entfernt und der sterbende Feind sofort auf die Straße geworfen werde.

Johannes Kepler widersetzte sich dem Willen seiner Frau, den er für die höchste Grausamkeit hielt, mit seiner ernsten Sanftmuth, die immer da, wo er sie in ihrem Zusammenleben anzuwenden für recht und nothwendig gehalten, den Sieg davongetragen hatte; diesmal aber stieß er auf einen Widerstand, der nicht weniger

grauenerregend war als der Gegenstand, der den traurigen Zwist des Ehepaars herbeigeführt hatte. Barbara verfiel in Krämpfe, die so heftig waren, daß sie die Besorgniß ihres Gatten im höchsten Grade erregen mußten.

So stand denn Kepler Minuten, Viertelstunden lang ohne Hülfe und Beistand zwischen dem jammernden, wahrscheinlich sterbenden Mann, der sich für seinen Vater ausgab und dem zuckenden, schluchzenden Weibe, der Mutter seiner Kinder, die ihm noch vor wenigen Wochen eins geboren hatte. Er mußte es als ein Glück ansehen, daß diese endlich das Bewußtsein verlor, sodaß er sie von dem Ort entfernen konnte, wo der Gegenstand ihrer wilden Aufregung beständig vor ihren Augen lag.

Als er, nachdem er sie in ihr Bett gelegt und den kleinen verständigen Ludwig als Hüter der kranken Mutter zurückgelassen hatte, zu dem Unglücklichen zurückkehrte, dessen letzte Momente heranzunahen schienen und der ihm möglicherweise das Leben gegeben haben konnte, hatte das wilde Gebahren seines Weibes und dessen entschiedene Weigerung, so großes Elend lindern zu wollen, einen gar sonderbaren Eindruck auf den Verwundeten gemacht. Er lag, ohne einen Laut der Klage oder einen Fluch auszustoßen, zusammengekrümmt auf dem Lager, das Kepler's Barmherzigkeit ihm bereitet hatte, und streckte die-

sem, als er sich ihm nahte, seine bleiche, zitternde, fieberheiße Hand entgegen.

„Du hast auch einen Drachen zum Weibe", flüsterte er mit gebrochener Stimme, „und harrst in Züchten und Ehren bei dem bösen Weibe aus. Du bist besser, mein Johannes, als es Dein gottloser Vater war, und wirst dafür von Gott gesegnet sein, denn er läßt es den Guten wohlergehen." Dann machte er ein Zeichen, Johannes möge sein Ohr zu seinem Munde neigen, und flüsterte in dasselbe: „Auf meiner Brust wirst Du einen Säckel finden, das Alles enthält, was ich bei meinen Kreuz- und Querzügen in aller Herren Ländern erbeutet und zusammengescharrt. Es soll Dein Erbe sein und Gott segne es Dir und Deinen Kindern. Es ist mir nicht vergönnt, Dich zu segnen, denn ich habe die Gnade Gottes verscherzt und einen Bund mit dem bösen Feinde geschlossen; ich darf mich nicht, wenn auch nur wenige Tage, an Dir und Deinen holdseligen Kindern erfreuen. In der Welt heißt es jetzt, Deine böse Mutter, die mein Leben zu Galle machte und mich dem Teufel in den Rachen jagte, sei eine Hexe und würde wie die verfluchte Streicherin am Brandpfahle enden müssen. Ihr geschieht schon recht daran, denn wahrlich, sie hat den Tod verdient. Ein böses Weib kann auch einen bessern Mann, als ich es war, ins Verderben bringen." Dann jammerte er wieder:

„Trinken, trinken! Laß mich trinken, mein Johannes, und bete fleißig für Deinen Vater, der als ein verfluchter Sünder sterben muß.“

„Seid Ihr also wirklich Heinrich Kepler, der Sohn des Sebaldus Kepler von Weil der Stadt?“ fragte Johannes mit bebender Stimme.

„Der bin ich“, entgegnete der Verwundete mit Festigkeit, „und wenn Ihr der Hofmathematikus Kaiser Rudolf's, der große Gelehrte, von dem man so viel spricht und dessen Weisheit die Großen dieser Welt so laut preisen, der Sohn des verlaufenen Heinrich Kepler aus Weil seid, so bin ich ganz gewiß Euer Vater. Aber wärt Ihr das auch nicht, Ihr habt christliche Barmherzigkeit geübt an einem Sünder, der als Euer Feind und der Feind Eures Glaubens Euer Haus betrat; seid tausendmal dafür gesegnet! Mein Johannes war auch ein Kind so gut und klug, daß ich in den wenigen glücklichen Stunden meines Lebens wohl gehofft habe, es würde ein rechter Mann aus ihm werden.“

Wieder unterbrachen Schmerzen und Zuckungen die Worte des Sterbenden, Johannes Kepler aber, hingerissen von dem Gefühl des Mitleids und sanfter Vergebung, beugte sich über seine blasse Stirn und hauchte einen warmen Sohneskuß auf dieselbe, während heiße Thränen seinen Augen entquollen.

„Mein Sohn weint auf mich, mein reiner Sohn

Bayerische Staatsbibliothek München

wäscht mit seiner Vergebungsthräne meine schweren Sünden ab von dem befleckten Haupte seines Vaters!" sagte der Unglückliche mit einer rührenden Sanftmuth. „O, mir wird wohl! Gib mir noch einmal Deine Hand, Johannes, und bete, daß der Segen eines sterbenden Sünders Deinen schuldlosen Kindern nach ihrer Unschuld, nicht nach ihres Großvaters Verbrechen angerechnet werde, und nimm das, was dort liegt, und laß mich, ehe meine Augen sich schließen, sehen, welch höllischer Zauber bis dahin mein Leben erhalten hat!"

„Laßt das, mein Vater!" sagte der Gelehrte, liebreich den Schweiß von dem Antlitz des Sterbenden trocknend. „Da, trinkt noch einen Schluck Wasser, und dann wollen wir im gemeinsamen Gebet Eure Seele der Gnade Gottes übergeben, der das Blut seines Sohnes hat fließen lassen, die Sünder selig zu machen."

„Meinst Du, Johannes", fragte der Alte schüchtern, „daß auch einem so verruchten Schelm wie mir kann vergeben werden? O, ich möchte Dir beichten, daß Du mich freisprechen könntest von meinen Sünden und Uebertretungen!"

„Sterbt Ihr, mein Vater, im festen Glauben, daß Jesus Christus sein Blut vergossen hat für alle Sünder, wie schwer ihre Uebertretungen auch gewesen?" fragte Johannes mit sanftem Trostwort.

„Ja!“

„Glaubt Ihr, daß der Menschensohn aus reiner Liebe und aus Barmherzigkeit mit dem Elende der Sünder all die unermeßlichen Qualen seines Leidens und Sterbens auf sich genommen, damit sie sich der Hoffnung getrösten können, daß Gottes Zorn versöhnt und seiner Gerechtigkeit durch sein Blut genug gethan sei?“

„Ja!“

„Bereut Ihr von Herzen Eure Missethaten und fühlt Ihr, daß Ihr, falls es Gott gefiele, Euer Leben zu verlängern, dieselben gewiß nicht wieder begehen würdet?“

„Ja, mit dem Beistande meines guten Sohnes würde ich ein neuer Mensch werden!“

„Vergebt Ihr denen, die Euch beleidigt haben, so aufrichtig, als Ihr wünscht, daß Euch Gott vergebe?“

Der Sterbende zögerte ein wenig, dann aber antwortete er fest: „Ja, ich vergebe der Katharina, die ich ja auch oft gekränkt und beleidigt hatte, ehe sie mich von Haus und Hof in Elend und Verzweiflung und endlich in den bittern Tod jagte!“

„Amen!“ hauchte Johannes, der an dem Lager seines unglücklichen Vaters auf die Kniee gesunken war. Dann

betete er mit lauter Stimme und andächtig zum Himmel gerichteten Augen das Vaterunser. Der Sterbende betete lautlos mit; er hielt die Hand seines frommen Sohnes in der seinigen, und dieser fühlte das allmälige Erschlaffen ihrer Muskeln und die leise eintretende Todeskälte derselben in dem Momente, als an der geschlossenen Hausthür durch zweimaliges leises Kratzen ein Zeichen gegeben wurde, daß ein zur Familie oder doch zu deren intimsten Freunden Gehörender Einlaß begehre.

Kepler, der sehr wohl wußte, daß nur Apollonia das Zeichen kannte, öffnete der bewährten Freundin, die auch jetzt wieder, wie schon oft in seinem Leben, ihm so ganz zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen schien.

Es war wirklich die alte Schwäbin, die zum ersten Male seit der Schreckensnacht sich von ihrer jungen Herrin entfernt hatte, um nach ihrem Sohne und dessen Familie zu sehen.

Der Tod hatte mit seiner eisigen Hand fast zärtlich die rauhen Züge des wilden Landsknechts berührt. Das kalte Angesicht lag ruhig lächelnd da und zeigte in dieser Ruhe die Aehnlichkeit mit dem einst hübschen Heinrich Kepler, den Apollonia in ihrer Jugend wohl gekannt und oft bemitleidet, wenn auch wohl noch öfter hart getadelt hatte.

„Gott hat Dir eine große Gnade zu Theil werden lassen", sagte sie sanft; „Du hast Deinem verirrten Vater die Augen zugedrückt. Gebe ihm der Herr Vergebung und den ewigen Frieden!"

„Amen!" setzte Kepler leise hinzu, ohne darauf zu achten, daß seine alte Freundin sich niedergebeugt und die Schnur und das kleine Päckchen, das der Gestorbene von sich geworfen, aufgehoben hatte.

Sie betrachtete die eigenthümlich geflochtene Schnur mit nachdenkenden Blicken, und es schien, als ob beim Anblick derselben die Thränen sich unaufhaltsam ihr in die Augen drängten.

„Das hat der Gestorbene gehabt?" fragte sie dann leise.

Der Sohn bejahte.

„Solche Schnüre habe ich als kleines Kind viele, ja wohl viele hundert Ellen flechten müssen", sagte sie dann wehmüthig. „O wie mich dieser leichte Faden an meine schwere Vergangenheit erinnert, die jetzt so lange schon hinter mir liegt! Mit solchen Schnüren knüpfte die schlimme Frau, die mich erzog, ihre Amulete und Schutzzettel denen um, die thöricht genug waren, ihre Betrügereien mit schwerem Gelde zu bezahlen."

„Ihr sprecht, meine Mutter, als ob Ihr das ver-

ruchte Thun der Renata Streicherin für nichts Anderes hieltet, als für eine Täuschung, die sie sich gegen Leichtgläubige erlaubte; war denn sie, die als Hexe am Brandpfahle starb, nicht unendlich schlimmerer Verbrechen als der Betrügerei schuldig?"

„Sie war eine schwere Verbrecherin und der entsetzliche Tod, den die Unvernunft ihrer Richter ihr anthat, war durch schwere Thaten wohlverdient", entgegnete Apollonia mit Würde. „Auch der Unglückliche, der hier sich zum ewigen Schlafe niedergelegt, kann sein verfehltes Leben größtentheils ihren abscheulichen Machinationen zuschreiben; aber, mein Sohn, Dir, der mein Leben so genau kennt, Dir, der mich mit Sohnestreue ehrt und liebt, kann ich, die ich schon einmal Kerkerhaft und Folterqualen überstanden habe, ruhig aussprechen, daß ich Alles, was man ihre Hexenkünste nannte, so gut und vielleicht noch besser — denn ich bin von Natur geschickter und anstelliger wie sie — verrichten kann. Sie hatte recht schöne Kenntnisse, aber ihr eigener Verstand und die Aufmerksamkeit, mit welcher sie Natur und Menschen beobachtete,, nicht teuflische Hülfe, haben ihr dieselben gegeben. Weißt Du doch auch aus dem Safte guter Kräuter gesunde Tränke zu brauen, und Rabbi Löw, der gelehrte, fromme Jude, hat Dich noch manches Andere gelehrt. Aber sie braute auch entsetzliche, die Sinne und das Blut

aufregende oder rasch alle Kräfte des Körpers einschläfernde Gifte gleichfalls ohne Hülfe übernatürlicher Wesen, die sie bald als Liebestränke, bald als Schlaftrunk verkaufte und die, o wie oft, in zu großem Maße angewendet, Raserei, Lähmungen und schmerzhaften Tod herbeiführten. Sie war keine Buhlerin des Teufels, den sie in leiblicher Gestalt so wenig gesehen hat als ich, als die frömmste Heilige des römischen Kalenders, oder als Katharina von Bora, die wackere Hausfrau des Mannes, der als der Verbesserer unseres Glaubens sich mehr als einmal dem Flammentode aussetzte. Es scheint mir seltsam, daß Du, mein Sohn, der die einfachen Naturgesetze gefunden, nach denen die fernen Planeten ihre unveränderlichen Bahnen am Himmelsgewölbe gehen, Du, der so sanft und ernstlich den Kampf gegen die Versuchungen in der eigenen Menschenbrust gekämpft und bestanden, noch eine directe Einwirkung eines sichtbaren Teufels für wirklich bestehend annimmst. Hast Du vor kürzerer Zeit wieder Nachrichten gehabt über die Anfechtungen, mit denen man in unserer Heimat Deine arme Mutter quält? Du hast keine Vorstellung davon, wie sehr der Gedanke an ihr mögliches Schicksal mich beunruhigt."

„Aber sie ist keine Hexe, und den Verleumdungen, mit denen man ihre und folglich auch meine Ehre be-

fleckt bin ich ernsthaft entgegengetreten", rief Kepler eifrig.

Apollonia strich bei diesen Worten mit einer ganz mütterlichen Geberde dem großen Gelehrten über die hohe Denkerstirn, indem sie seufzend flüsterte: „O Thor, befangen in den Vorurtheilen einer finstern Zeit. Sie ist keine Hexe, gewiß ist sie es nicht, aber sie ist eine gefürchtete und gehaßte alte Frau, schutzlos, selbst ohne den Schutz gewöhnlicher Klugheit. Auch ich war keine Hexe und ertrug doch die Leiden der Folter, und eine Hexe war auch die Streicherin nicht mehr als ich. Schau her, hier kann ich Dir den Beweis in die Hand legen, welcher Art die Hexereien waren, die man der geldgierigen Betrügerin am meisten zur Last legte. Dieses beschmuzte, mit Blut und Schweiß befleckte Stück Papier ist ein von ihr unter angeblichen Hexereien angefertigtes Amulet, das den Träger desselben hieb- und schußfest machen sollte."

Die kleine sanfte Frau hatte bei diesen Worten das fest zusammengefaltete Ding ergriffen, das Heinrich Kepler an der einst von ihr selbst angefertigten Schnur viele Jahre um den Hals getragen hatte. Mit geschickter Hand legte sie es auseinander, denn sie wußte sehr wohl, wie die Streicherin diese Amulete, die sie sich zehnfach mit Gold aufwiegen ließ, zu falten pflegte. Sie strich dann

das kleine Stück vergilbten Papiers mit dem Handballen glatt und reichte es Kepler, der es mit ernster Miene zu lesen versuchte. Nur wenige Worte in deutscher Sprache waren darauf geschrieben, doch schien es dem Gelehrten unmöglich, sie zu lesen, bis er endlich nach mehrmaligem Ansetzen nichts Anderes herausbrachte als die mit mehreren Ausrufungszeichen verschärfte Anrede: „Hundsfott, wehr' Dich!!!" deren Befolgung im Schlachtgewühle allerdings das beste Mittel sein dürfte, unverwundet zu bleiben.

„Und man nennt solches Mittel, sich hieb- und schußfest zu machen, die passauer Kunst?" sagte Kepler, und keine Spur eines Lächelns lag auf dem schönen Gesichte des in so seltsamer Weise Belehrten.

„Nun, dies rohe, aber tüchtige Kriegsvolk befolgte die Regel der alten als Hexe verbrannten Base Streicherin und hat sich einen ehrenhaften Kriegerruf dadurch erworben", sagte Apollonia mit einem feinen Lächeln, das auch noch dem faltigen Gesicht der Matrone schön genug stand, um der Anschuldigung, die man einst der blühenden jungen Frau gemacht hatte, daß sie durch dasselbe alle Herzen bezaubern könne, eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu geben.

„Aber nun, mein Sohn", setzte sie, jede Spur des-

selben in ihrem Gesicht auslöschend, hinzu, „wo ist Deine Frau, wie geht ihr's? Hat Dein armer Vater seine holden Enkel gesehen und gesegnet?“

Kepler gab ihr Antwort auf ihre theilnehmenden Fragen, und Apollonia eilte, um den kleinen Ludwig bei der Mutter abzulösen.

Viertes Kapitel.

Barbara Kepler lag sehr krank auf dem Bette, wohin ihr Gatte sie getragen, und ihr Ludwig, der verständige Knabe, der es sich stets zur Gewissenssache machte, seinem herzlieben Papa ein frommes, gehorsames Kind zu sein, saß ganz still und aufmerksam daneben und betrachtete die Holzschnitte in seinem Katechismus oder lernte von Zeite zu Zeit ein „Was heißt das?“ zu den heiligen zehn Geboten. Es ward dem lebhaften Knaben nicht gerade ganz leicht, sich so ruhig zu verhalten, und seine Augen leuchteten daher freudig auf beim Eintritt seiner besten Freundin, der lieben Großmutter Apollonia.

Die alte Frau lobte mit freundlichen Worten das gute Verhalten des kleinen Krankenwärters, fragte nach dem Befinden der Mutter, und horchte mit großer Aufmerksamkeit auf die etwas seltsam klingenden Berichte darüber. Die Mutter war sehr böse gewesen, so böse wie sonst nie; sie hatte dem Kleinen, als er ihr in

bestem Willen ein Glas Wasser, das der Vater zu diesem Zweck ihm ins Zimmer gesetzt, zum Trinken geboten, so heftig aus der Hand geschlagen, daß die Flüssigkeit über die Bettdecke geströmt und das Glas zu Boden fallend in Scherben zersplittert war. Dann hatte sie mehrmals sehr laut geschrien, darauf ein Messer verlangt, weil sie den kleinen Säugling schlachten müsse, und, da Ludwig erklärt, daß er ihr zu diesem Zwecke kein Messer bringen könne und wolle, den Knaben heftig an den Haaren gezaust und war endlich sichtlich ermattet wieder ins Bett gegangen, wo sie noch mit weit offenen Augen um sich stierend da lag und den Kopf mit schon lange fortgesetzter gleichmäßiger Bewegung von einer Seite auf die andere wälzte.

Apollonia war sehr erschrocken über das, was sie hörte und sah. Mit liebevoller Freundlichkeit redete sie zu der Kranken, die ihr aber nicht das geringste Zeichen von Verständniß, keine Antwort auf irgend eine ihrer Fragen gab.

„Wann hat das kleine Schwesterchen zuletzt bei der Mutter getrunken?" fragte sie endlich den Knaben.

Dieser wußte es nicht genau, konnte aber mit Gewißheit angeben, daß es, solange die Mutter hier unter seiner Aufsicht gelegen, nicht geschehen sei.

Apollonia eilte nun zu dem kleinen Kinde, das in

der Wiege nur wenige Schritte von Kepler's Arbeitstische schlief. Das arme Geschöpfchen war krank und durstig und nahm das mit etwas Milch gemischte Fenchelwasser, das die Großmama ihm in einem Fläschchen bot, mit großer Begierde an. Dann trug sie es zur Mutter, hoffend, daß der Anblick des hülflosen Geschöpfes günstig auf Barbara wirken dürfte; dem kleinen Ludwig aber gab sie den Auftrag, den Vater zu bitten, er möge so rasch als möglich Rabbi Löw, den Freund des Hauses, ersuchen, sich der kranken Mutter anzunehmen.

Ohne Apollonia's Ankunft wäre im Hause Kepler's, trotz seiner Bemühungen, den Bedürfnissen des Kinderhäufchens Genüge zu leisten, wohl eine schlimme Verwirrung gewesen.

Im Hausflur lag immer noch auf dem blutigen Strohlager die Leiche des alten passauer Landsknechts. Der kleine Säugling und das dreijährige reizende Lenchen, Kepler's Lieblingstöchterchen, waren sehr krank und Barbara's Zustand wurde mit jeder Stunde besorgnißerregender.

Rabbi Löw konnte wenig oder gar keinen Trost geben und bat seinen jugendlichen Freund nur, auch dieser Prüfung mit echtem Muthe Stand zu halten. In der Stadt herrschten schwere Seuchen; die barmherzigen Brüder zogen durch die Straßen, die im nächt-

lichen Kampfe Gefallenen zu begraben und die noch athmenden Verwundeten so viel als möglich zur Pflege und Abwartung in die Klöster und Siechhäuser zu schaffen.

Es waren Zustände, die man mit Recht als das traurige Vorspiel jenes entsetzlichen Jammers betrachten konnte, den ein dreißigjähriger blutiger Krieg von da ab über Deutschland brachte.

Zwei Männer schienen indeß von all den Verwirrungen, die um sie her tobten, nicht allzu schwer berührt zu werden, Kaiser Rudolf auf dem stolzen Hradschin und Johannes Kepler in seinem einsamen, von Tod und Krankheit heimgesuchten Hause.

Den Kaiser beschäftigte jetzt früh und spät nur eine Angelegenheit, die Vermählungsfeierlichkeiten der Gräfin Polixena. Der Schwager dieser letztern, der Graf von Rosenberg, hatte nicht die Absicht, sich die Hand der schönen Frau, die einst das Ideal seiner Jugendträume gewesen, durch eine Handlung zu erwerben, die er von seinem Standpunkte aus für Felonie halten mußte. Er gehörte zu den zwar gemäßigten, aber sehr geachteten Führern der Protestanten, war jedoch, obgleich noch befreundet mit Thurn und Schlick, bei weitem anspruchsloser und ruhiger als diese Männer, die man stets da, wo es lauter Hader und offene Empörung gab,

als die wildesten Schreier in den empörten Haufen fand. Der junge Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz war aber zum angenommenen Bewerber der schönen Gräfin geworden, seit er wenige Tage nach dem Kampfe mit den Passauern öffentlich im St.-Veitsdome mit seinen ansehnlichsten Hausbeamten der Messe beigewohnt hatte.

Seit diesem Moment war es Rudolf's größte Sorge, daß die zweite Vermählung seiner Freundin mit keinem geringern Glanz als ihre erste gefeiert werde.

Während Erzherzog Matthias sich in Eilmärschen der Stadt Prag näherte, die er als in Verbindung mit den Passauern und in Aufruhr gegen seinen kaiserlichen Bruder in seinen Rescripten darzustellen liebte, gab der Kaiser Anweisungen auf in seinem Schatze nicht vorhandene Summen, mittels welcher bei der Hochzeitsfeier Polixena's das Volk auf den Straßen von Prag mit Braten und Wein bewirthet werden sollte. Er bestimmte so und so viel tausend Gulden, die der kaiserliche Almosenier an Klöster und milde Stiftungen vertheilen, andere, die in kleinen Münzen unter das den Zug umdrängende Volk geworfen werden sollten. Er rechnete die Zahl der geladenen Gäste zusammen und war sehr sorgfältig in der Auswahl derjenigen, denen eine solche

Ehre zu Theil werden sollte; er kümmerte sich sogar um die Gewänder und Spitzen und die Edelsteine der Brautkrone und des Halsgeschmeides, welche die edle Dame an diesem ihrem Ehrentage schmücken sollten.

Daß sein Todfeind heranzog und seine Absichten gegen den schwachen Bruder unter offenbar erlogenen, jedes Halts entbehrenden, Freundschaftsversicherungen versteckte, schien den verblendeten Monarchen gar nicht zu kümmern.

Von Kepler, seinem Astrologen, forderte er vor allem die Stellung der Nativität der beiden seine Sorge und kaiserliche Aufmerksamkeit jetzt ganz allein in Anspruch nehmenden Verlobten, und er nahm es dem geplagten Gelehrten sehr übel, daß er seine häuslichen Leiden und bedrängten Verhältnisse als Vorwand angab, seinen kaiserlichen Herrn um Entbindung von dieser Arbeit zu bitten.

Johannes Kepler, früh und spät an den Bettchen seiner kranken Kinder sitzend, von bittern Sorgen um die nöthigsten Lebensbedürfnisse gequält, da sein Gehalt nicht gezahlt wurde, weil die kaiserlichen Kassen sich wegen der Hochzeitsfeierlichkeiten der Gräfin in gänzlich erschöpftem Zustande befanden, mußte sein Herz und all sein Denken jetzt besonders auf den traurigen Zu-

stand seines Weibes richten. Apollonia und Rabbi Löw waren in dem tiefen Elende, das mitten in dem allgemeinen Leid der Zeit sich noch besonders auf Haus und Herz des armen Gelehrten geworfen hatte, zwar seine treuen Freunde und Rathgeber, aber beide konnten sich ihm nicht so hingeben, als seine Verhältnisse es dringend nothwendig machten.

Apollonia's Kräfte wurden in den Unruhen, die die Hochzeit ihrer großmüthigen Herrin mit sich brachten, aufs äußerste in Anspruch genommen, und Rabbi Löw besuchte zwar die drei Kranken in Kepler's Hause täglich, aber er konnte in der Hauptsache seinem Freunde über das Befinden derselben keine Beruhigung geben. Die kleine geduldige Magdalene litt an dem bösartigen Fieber, das in den Mauern Prags unzählige Menschen darniedergeworfen hatte. Das kleinste Kind verschmachtete mehr und mehr, weil Barbara die Nahrung für dasselbe verloren hatte, die sich, wie der gelehrte Arzt behauptete, infolge von Gemüthsaufregungen an die Gehirngänge der Leidenden gezogen hatte und die Geisteszerrüttung hervorbrachte, die sich an jedem Tage mehr und schrecklicher bei der Unglücklichen bemerkbar machte; die Nahrung, die Kepler's Vaterhand dem Würmchen reichte, gab ihm kein Gedeihen. Es scheint, als ob es ein Naturgesetz sei, daß alle hochbegabten Menschen

ihre Kräfte in ganz besonders schweren Kämpfen mit dem Schicksal üben und entwickeln müssen.

Auch Kepler's große Seele, die geschaffen schien, eine heilige, fast übermenschliche Befriedigung in der Betrachtung der Natur, in der Erkenntniß der Erhabenheit des höchsten Weltgeistes durch die Erkenntniß der Schönheit, Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit seiner Werke zu finden, dem es die Herrschaft, die er über sich selbst hatte, leicht machte, sich über das Elend der Erde hoch zu erheben. Kepler mußte sich durch das schönste und heiligste Erdenband, durch sein Familienleben, durch seine tiefgefühlte Vaterliebe und durch die Rücksichten, die er seinem Weibe, der Mutter seiner Kinder, schuldig zu sein überzeugt war, von dem Glück, das er so ganz zu genießen fähig war, zurückgehalten sehen. Armuth und Hunger hätte er für sich selbst nicht nur ohne Zagen und Murren, sondern mit Heiterkeit, oft vielleicht sogar, ohne ihr Nagen zu fühlen, ertragen können; aber die Leiden seiner kranken Kinder, das wahnsinnige Jammern des Weibes, dem er seinen Schutz vor Gott versprochen hatte, sie legten ihm Fesseln um die beschwingte, zu Gott aufstrebende Seele.

Sein kleiner lieber Ludwig war in den Nöthen, die jetzt auf den armen Vater einstürmten, sein treuester Beistand. Der alte passauer Landsknecht war noch nicht

begraben und still und kalt lag die Leiche des verirrten Vaters im Hause des frommen, rechtschaffenen Sohnes.

Das Gleichniß vom verlorenen Sohne, das uns der Erlöser in so einfach rührender Weise erzählt, wird sich auf Erden tausendmal wiederholt auffinden lassen und liegt tief begründet in der menschlichen Natur. Es gibt nicht viele Väter, die ihrem aus Elend und Verzweiflung heimkehrenden Sohn die Thür des Vaterhauses verschließen würden; denn muß sich nicht jeder Vater sagen, daß er die Verirrungen seines Kindes auf die eine oder die andere Weise mitverschuldet habe, indem er das Gemüth desselben, da es noch weich und bildungsfähig war, nicht auf die rechten Wege leitete?

Hier hatte der Sohn, der in jeder Beziehung schuldlose Sohn dem sündigen Vater vergeben, einem Vater, dem er nichts zu verdanken hatte als eben nur das Leben, einem Vater, der sich bis zum letzten Augenblick schwer an ihm versündigt hatte, denn sein Eindringen in den geängstigten Familienkreis des protestantischen und in allen Ehren lebenden Mannes mußte, das konnte dem alten Landsknecht nicht unbekannt sein, einen Flecken auf den Ruf desselben werfen. Auch war Barbara, das wußte Kepler sehr wohl, durch dies Eindringen in ihrem noch so der Schonung bedürftigen Zustande bis zum Tode er-

schreckt worden; dennoch war keine Bitterkeit gegen den unglücklichen Vater in des Sohnes Brust zurückgeblieben.

Es waren nun drei schreckliche Tage vergangen seit Heinrich Kepler's schmerzvollem Tode, und es ward zur dringenden Pflicht, die Leiche endlich der Erde zu übergeben. Wie dringend auch Kepler wünschte, sie nach protestantischem Ritus und in Begleitung eines Geistlichen dieser Confession bestatten zu lassen, es fand sich dazu in der wild aufgeregten, jeden Tag von neuen Emeuten durchtobten Stadt keine Gelegenheit.

Apollonia hatte es über sich genommen, einen Sarg für die irdischen Reste ihres Jugendbekannten herbeizuschaffen, und dies war ihr auch nach vieler Mühe durch die Vermittelung des wackern Meisters Eusebius, des Haushofmeisters der Gräfin, gelungen.

Als die Leiche von diesem würdigen Mann und von dem tief bewegten Sohn in ihre letzte Ruhestätte gelegt ward, erinnerte die anwesende Apollonia, daß man jedenfalls verpflichtet sei nachzusehen, ob der Verstorbene noch irgend etwas bei sich habe, das den Ueberlebenden als Zeichen der Identität seiner Person dienen könne. Auch Johannes Kepler erinnerte sich, daß der Todte ihm mitgetheilt, er wolle seinen Kindern das Gold hinterlassen, das er als sein Besitzthum auf seiner Brust trage. So fanden denn die Nachsuchenden außer mehre-

ren Goldstücken von französischem, holländischem und deutschem Gepräge in einem dicht verbundenen seidenen Beutel, den Kepler als eine Kinderarbeit seiner Schwester Margarethe erkannte, auch den Trauring mit dem Namen seiner Mutter und dem Datum des Hochzeitstags und ein kleines Kreuz von Bronze, das er, das kleine Johannesle seines Vaters, einst als Kind von dem Oheim Guldenmann empfangen und dem Vater auf dessen Bitten geschenkt hatte.

Ein Gefühl unsaglicher Wehmuth und tiefster Rührung ging durch Kepler's weiche Seele, als er diese untrüglichen Zeichen vorfand, daß der Unglückliche, den man hier begraben wollte, wirklich sein Vater gewesen und daß er mitten in den wildesten Verirrungen seines Lebens Erinnerungszeichen an die verlassenen Seinigen bei sich getragen und in Ehren gehalten hatte.

An dem stillen Grabe auf dem Kirchhof, der zur Teinkirche gehört, segnete der Sohn den verirrten Vater und weihte seine letzte Ruhestätte mit seinen Thränen zur ewigen Ruhe ein.

Es gibt einen schönen Spruch, der sich im Leben guter Menschen wieder und wieder bewährt. Er heißt: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Die rührende Wahrheit desselben zu erweisen, könnte

jeder Leidenstag aus dem Leben Kepler's dienen. Nicht seine hohe Gelehrsamkeit, nicht sein Ruhm und seine seltenen Naturgaben erscheinen dem schlichten Frauenherzen, aus welchem dieses Buch geflossen, so werth, daß gerade unsere Zeit an den längst Dahingeschiedenen erinnert werde, aber seine Gelehrsamkeit war eben nichts Anderes als sein frommes Suchen und Forschen nach Gott in der Natur. Ihn suchen, finden und lieben war das hohe Glück seines sonst so armen Erdenlebens, und so ward eben sein ganzes Leben zur Bestätigung jenes so tröstenden Spruchs. Zwischen Glauben und Wissenschaft herrscht ein Jahrtausende alter Streit, und wohl hat unser Humboldt ein wahres Wort gesagt, als er behauptete, die Astronomie habe dem Glauben den Himmel über dem Haupte und die Geologie ihm die Hölle unter den Füßen weggezogen.

Welchen Standpunkt aber auch die Naturwissenschaften in der Geschichte des menschlichen Fortschritts einnahmen und in künftigen Jahrhunderten einnehmen werden, immer kann und wird derselbe nur der Stütz- und Schwerpunkt der echten Religiosität sein und nie dieselbe in ihren Grundfesten unterwühlen.

Nicht der Glaube an einen materiellen Himmelssaal oder Garten jenseits des Sternengewölbes oder der an einen materiellen Höllenpfuhl in unbekannten Welt-

regionen unterhalb einer feststehenden Erde sind die Grundfesten der Religion; ihr eigentlicher und eigenster Stützpunkt ist die in jedem Menschenherzen wurzelnde Gewißheit, daß das Gute, die Fortentwickelung der Schöpfung als Weltganzen zur höhern Vollkommenheit, als unwiderrufliches Gesetz Gottes in jede Menschenbrust, in jede Sternenbahn, in die Richtung jeder Achse der sich um die Sonne wälzenden Weltkörper geschrieben ist; und diese Gewißheit wird der Forscher nach den Kräften der Natur auch noch nach Jahrtausenden in derselben finden. Wenn auf der kleinen, dunklen, in einem Winkel des Alls kreisenden Erde ein unvollkommenes Geschlecht von Geschöpfen wohnt, das die Sehnsucht nach Vervollkommnung neben den sinnlichen Trieben, die ihm zu seiner Erhaltung und zur Erhaltung seiner Gattung ins Leben mitgegeben wurden, in seiner Brust als wahren warmen Naturtrieb fühlt, und das nun eben durch die beiden in seinem Ich waltenden, anscheinend sich widersprechenden Richtungen in Leid und Unruhe, in Zerwürfnisse mit sich selbst und in eine Furcht gegen Gott gerieth, die ihm die Tugend zur Pflicht und die Sinnenlust so süß gemacht hat, so ward diesem schwachen Geschlecht durch das Christenthum und durch die Wissenschaft die nothwendige Vermittelung gegeben. Denn das Christenthum zeigt uns am Beispiele des

Erlösers, daß das Streben der Menschenseele nach höchster Vervollkommnung in sich selbst ein Glück, eine Befriedigung enthält, die eigentlich der menschlichen Natur weit angemessener ist, als das blos sinnliche Behagen, das wir mit den weit niedriger stehenden Bewohnern unseres Sterns theilen und nie in einem höhern Grade als sie empfinden können. Der am Kreuze sterbende Welterlöser zeigte uns inmitten seiner Qualen und Schmerzen, daß die menschliche Natur wesentlich verschieden von der thierischen, von den elementaren Einflüssen, die auf den Körper wirken und uns so an unsern Wohnplatz die Erde fesseln, unabhängig sei, oder es wenigstens durch Uebung desjenigen, was wir Tugend nennen, werden könne. Wie uns die Tugend, die wir üben können, den Beweis gibt, daß wir weit über das Thier erhabene, daß wir geistige Wesen sind, so gibt uns diese Gewißheit auch wieder die Ueberzeugung, daß wir, die wir als Erdenbewohner nicht über der Grundursache der Schöpfung und Erhaltung des Weltganzen stehen können, auch in jener selbst einen Geist zu verehren und zu lieben haben. Unser Auge, das uns in die Tiefen der Himmel schauen und mit Hülfe unserer Vernunft die Bahnen der fernsten, duftartigen Kometen, der kleinen Jupitersmonde und jener kleinen, mit unsern feinsten Instrumenten nicht mehr

meßbaren Planeten, die ihre Bahnen zwischen der Mars- und Jupitersbahn um den Centralkörper schlingen, berechnen läßt, zeigt uns freilich bei den schärfsten Beobachtungen der Natur nicht Gott selbst, körperlich, persönlich, wie unsere Zeit es nennt, aber es zeigt uns, daß Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Schönheit, daß die Sicherung für Erhaltung des Weltganzen und jedes einzelnen Theils Grundbedingungen der Schöpfung sind.

Zeigt uns alles dies aber die Wissenschaft, so tritt sie nicht in Widerspruch mit der Religion, die uns Gott als einen Vater lieben und als unser höchstes Vorbild betrachten lehrt. Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth, ist das höchste Gebot des jetzt von Unvernunft und Mißverständniß angefochtenen Christenthums, und: Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, ein neben jenem stehendes. Nie wird und kann die Erkenntniß der Natur an diesen erhabenen Lehren etwas ändern, und nie können dieselben von jener bestritten oder angefochten werden.

Erkenntniß der Natur ist Erkenntniß Gottes durch seine Werke. Gebietet uns nun das Christenthum, dem Ewigen, dem Vollkommenen nachzustreben, und fühlen wir bei der Erkenntniß seiner Erhabenheit und unserer

Schwäche eine natürliche Furcht, zittern wir vor den Folgen unseres Thuns, das die gesetzmäßige Vervollkommnung des Weltalls durch seine schlimmen Wirkungen auf uns und andere einzelne Theile desselben störend zu unterbrechen scheint, so gibt uns auch da das Christenthum wieder seinen schönen Trost. Die Vervollkommnung unserer Mitmenschen können wir durch unser Thun schwerlich hindern, denn das Beispiel des Erlösers zeigt uns, daß die höchste menschliche Vollkommenheit bei allen Unvollkommenheiten des Erdendaseins erreicht und nur gerade in dieser unvollkommenen Welt erstrebt und errungen werden kann. Nur der mit Dornen gekrönte, von Geißelhieben blutende, unter seinem Kreuze zusammensinkende Christus, der, als seine Mörder die Nägel durch sein zuckendes Fleisch schlugen, beten konnte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ nur er, der im Moment der bittersten Todesqual betete: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ und sterbend die selige Freude empfinden konnte, die sein Ausruf: „Es ist vollbracht!“ in rührender Einfachheit verkündigt, nur er ist das deutliche Bild der vollkommenen, über alle Knechtschaft erhabenen Freiheit des Menschengeistes, die die Erde und seine ihr gehörenden Sinne ihm auferlegen.

Und er ist auch für jeden einzelnen bereuenden

sündigen Menschen der Freund, der ihm Vergebung versichert und dem gröbsten Verbrecher Muth zuspricht, sich aufzuraffen aus dem wilden Elende der Verzweiflung an sich selbst. Ruft nicht jeder unter der Dornenkrone des Gekreuzigten hervorrieselnde Blutstropfen dem niedrigsten Wüstling, der auf dem Siechbett bei den selbstverschuldeten Körperleiden jammert, zu: Ich litt ohne eigene Schuld wie du und konnte es in Geduld und Freudigkeit ertragen, habe Muth! Ruft sein sanftes Wort: „Kommt her alle, die ihr mühselig seid und beladen", auch dem wüstesten Mörder in seiner Verzweiflungsangst vor der Strafe in Zeit und Ewigkeit zu: Ich litt und starb in Qualen, damit du und alle, die wie du leiden, an die Versöhnung mit Gott glauben und den Muth zu einem neuen reinen Kampf mit den Leiden und Bedürfnissen der Erde ohne Zittern beginnen können?

Ich bitte meine geneigten Leser, die mir im Leben meines Helden, meines hochverehrten Kepler, bis hierher gefolgt sind, um Verzeihung für diese lange Abschweifung von der Erzählung seiner Geschichte. Auch Kepler war Naturforscher und war, wie es im Geiste seiner Zeit lag, obgleich Protestant, doch ein frommer, gläubiger Christ, aber er war in den protestantischen Formen seines Christenthums fern von allem zelotischen Eifer, duldsam gegen alle, die sich an keine engen Formen

halten konnten, oder sich an andere als die ihm vorgelegten zu halten gewöhnt hatten. Er suchte als Astronom in den Gesetzen, die er in den Himmelsbahnen erkannte, die ewige Zweckmäßigkeit, die Schönheit, die ewige Vernunft, den Gott, den er ahnte. Seine große Seele versuchte im Weltall die Gedanken des Weltschöpfers, die sie zu ahnen fähig war, mit Sicherheit zu erkennen und bestätigt zu finden. Die Leiden der Erde, die er in ihrer ganzen Schwere zu tragen hatte, konnten ihn freilich an diesen heiligen Beschäftigungen bisweilen hindern, aber diese Beschäftigungen selbst, in denen er seine höchste Freude fand, durften ihn niemals hindern, das zu thun, was er für noch höher als die Erkenntniß Gottes, was er als seine Pflicht, das heißt den Befehl Gottes an ihn selbst erkannte.

Diese seine Erdenpflichten waren für seine edle und hohe Natur außerordentlich schwer. Im Beginn seiner Ehe hatte er mit vielem Ernste daran gearbeitet, die Frau, der er Liebe und Treue gelobt, in ihrer Weise glücklich zu machen, und dabei hatte er sich in der Selbstüberwindung mit dem Ernst eines Märtyrers üben müssen. Aber indem er um Barbara's willen auf seine Kleidung, seine Manieren, auf seine Sprache und sein Betragen achten lernte, um der Tochter aus höherem Stande, der Wittwe eines vornehmen Mannes, die

jetzt sein Weib war, vor der Welt keine Schande zu machen, hatte er, der Sohn Heinrich und Katharina Kepler's, die eine Wirthschaft in einem schwäbischen Dorfe geführt, sich die Manieren angeeignet, die ihn befähigten, am Hofe Kaiser Rudolf's zu erscheinen, ohne irgendwie einen Anstoß zu geben. Schwere Sorgen waren es, die ihn in spätern Zeiten zwangen, auf die Erbärmlichkeiten des täglichen Broderwerbs sehr oft zurückzukommen, wenn seine Seele sich eben auf Seraphsfittigen in jene Regionen emporgeschwungen, wo der Erdball mit Fürsten und Kaisern, mit hungernden Bettlern und jammernden Kindern nichts ist als ein unscheinbares Tröpfchen im Ocean des Weltalls, und wo die selbstleuchtenden Sonnen dem frommen Herzen des Beobachters der Natur als die Seraphim erscheinen, die ihre vom Strahl des Ewigen erhellten Antlitze lächelnd niederbeugen zu ihren dunklen Begleitern. Wenn Kepler aus diesen erhabenen Regionen herabgerufen wurde durch die Stimme seines Weibes, die ihn an die Bedürfnisse ihrer Kinder und ihre eigenen fast mit Härte erinnerte, so lernte er die Fittige seines Geistes schnell zusammenfalten, um sie, sobald er seiner Erdenpflicht genügt hatte, ebenso schnell wieder auszubreiten. Seine eigentliche Amtsarbeit, die Berechnung der Prutenischen Tafeln, bestand in sehr wenig ergötzli-

chem Rechnen, auf das er jedoch die allergrößte Aufmerksamkeit verwenden mußte. Die kleinste Störung, die von den Seinen so wenig vermieden wurde, machte es nicht selten nothwendig, daß er die Arbeit eines Tages, selbst einer Woche von neuem beginnen und gänzlich wiederholen mußte, aber dadurch gewann er auch die ungeheure Sicherheit in diesen Arbeiten. Seine Bestallung bei Kaiser Rudolf verpflichtete ihn freilich, außer zu jenen sich auf die Bewegungen der Weltkörper gründenden Zeitrechnungen, auch noch zu astrologischen Arbeiten, deren Nichtigkeit seinem großen Geiste längst eingeleuchtet hatte und zu denen er sich doch nicht selten bequemen mußte, um seinen lieben Kleinen Brod und einige Lebensfreuden in einer Zeit zu schaffen, wo alle Erwerbsquellen zu versiegen begannen, wo Noth und Elend mit Geiersflügeln über Deutschlands Gauen heranzogen, und es machte den großen Gelehrten demüthig, daß er der Thorheit dienen mußte, wie sehr er sie auch unter sich sah.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Johannes Kepler an dem Krankenbette seiner Kinder, neben seiner im Wahnsinn tobenden Frau dürfte vielleicht ein erhabeneres Bild echter Menschengröße sein, als der Auffinder jener drei nach ihm benannten Gesetze unseres Planetensystems, welche erst die Lehre des Copernicus zu einer Gewißheit machten,

dem großen Newton den Weg wiesen und die Gelehrten der heutigen Zeit in den Stand setzen, ihre Berechnungen der Himmelserscheinungen so einzurichten, daß sie ein Fernrohr heute stellen, in seiner Stellung befestigen und dann mit mathematischer Gewißheit sagen können, in welchem Jahre, Tage, Stunde, Minute und Sekunde ein bestimmter Stern in dem Sehfelde jenes Instruments in seiner gegenwärtigen Stellung sichtbar werden müsse. Nicht Copernicus ist es, der die erhabene Wissenschaft der Himmelskunde auf ihre jetzige Höhe geleitet hat, denn das Copernikanische System wäre ohne Kepler's genaue Bestimmungen der Bewegungen der Himmelskörper nichts Anderes, als das Oeffnen eines Thores, durch das der bis dahin eingesperrte Menschengeist einen unbestimmten und ungenauen Ueberblick in eine herrliche Gegend erhält; Kepler wies die Wege in jene Gegend und zeigte uns mit Deutlichkeit ihre erhabenen Schönheiten. Ja, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Kepler, neben seinem wahnsinnigen Weibe, neben seinem sich im Fieber verzehrenden Lieblingskinde, er, der trotz seines großen Geistes, trotz seiner wohlerkannten Gattenpflichten der Schwäche erlegen war und einer tiefen, hoffnungslosen Liebe zu einem schönen und edlen Weibe Raum gegeben hatte, vergaß des schmerzlich süßen Traums, den er zu träumen sich gestattet hatte. Die

Erscheinung Polixena's, die wie eine Fee, wie ein Götterbild in sein Leben getreten war, gewann nicht die Macht, dämonisch auf ihn zu wirken. Das Ideal seiner Jugend ward auch nicht zum Götzenbilde, vor dem er seine großen Lebensaufgaben als Opfer schlachtete. Wie ein schönes Wolkengebilde hatte es über seiner Jugend geschwebt, und in ihm entwickelte sich jetzt in der schwersten Zeit seines Männerlebens das Wunder des in der Pracht seiner Farben strahlenden Regenbogens, jedem Schauenden die Versicherung gebend, daß trotz der strömenden Wolken doch die Sonne in ihrer ganzen Pracht sich am Himmel befindet.

Fünftes Kapitel.

Die Hochzeit der Gräfin von Rosenberg ward von Kaiser Rudolf gefeiert; die schweren Gewitter, die mit jeder Stunde drohender am Himmel des böhmischen Königreichs und ganz Deutschlands emporzogen, zeigten auch nicht den geringsten Einfluß auf den Herrn der Christenheit, der zur Zeit noch böhmischer König und deutscher Kaiser war. Johannes Fickler, der Freund und geistliche Berather Polixena's, schlief in seinem stillen Grabe sanft nach dem schweren Traum seines Lebens voll Sehnsucht und Selbstverleugnung, und Pater Cysetus, sein Gefährte bei der delicaten Sendung, die Rudolf verkünden sollte, daß sein Neffe und erwählter Nachfolger seinen Frieden geschlossen mit seinem natürlichen Nachfolger, den er wohl mit Unrecht für seinen Todfeind hielt, war nach Graz zurückgekehrt.

Rudolf schien nicht mehr daran zu denken, daß die deutschen Fürsten ihn bei ihrer Zusammenkunft in Wien

auf Matthias' Wunsch und mit Ferdinand's Zustimmung für zu schwach und zur Regierung unfähig erklärt hatten. Die Unruhen in Prag, seiner eigenen Residenz, beachtete er nicht.

Das laute Murren eines Volkes, welches jetzt schon ein Jahrhundert lang Glaubensfreiheit begehrte und den Tod des ersten Apostels der böhmischen Geistesfreiheit, des Magisters Johannes Huß, durch einen vieljährigen Krieg mit Feuer und Schwert an dem ganzen katholischen Deutschland gerächt hatte, schien dem in schwerem Irrthum befangenen Kaiser der Aufmerksamkeit gar nicht werth zu sein.

Freilich besaß Rudolf nicht das Mittel, womit die Fürsten späterer Jahrhunderte ihre bittenden, murrenden und revoltirenden Völker niederhielten. Er hatte kein stehendes Heer, und das, was er an dessen Stelle als Mittel zur Befestigung seiner Macht ins Land gerufen, das passauer Kriegsvolk, war von den Böhmen unter Anführung und Uebereinstimmung mit den erwählten Vertretern ihres Landes geschlagen worden. Obrist Ramé, der französische Parteigänger, jedenfalls auch einer jener Kriegsknechte, die Jahrhunderte lang im französischen Interesse mit Feuer und Schwert dahin wirkten, die Macht Deutschlands zu lähmen, die Zwietracht in seinem Innern zu hellen Flammen zu schüren und in den hei-

ligen Boden des Landes, das Wissenschaft und Kunst fast ohne Pflege seiner Fürsten aus seiner eigenen Kraft erzeugte, die Drachenzähne des Kadmus zu säen, aus denen die Kämpfer für Parteizwiste erwuchsen, die das edelste Land Europas, sein eigentliches Herz, Deutschland, nie einig, also auch nie groß werden ließen. — Laurentius Ramé befand sich bei der Vermählung Polixena's mit dem edlen jugendlichen Grafen Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, der vor wenigen Tagen ihm im Kampfe auf den Straßen Prags tapfer gegenübergestanden, noch immer in der kaiserlichen Residenz.

Die Protestanten hatten aus der schwer beunruhigten Stadt eine Gesandtschaft an den Erzherzog Matthias abgehen lassen, welche das Heranrücken desselben mit seiner bedeutenden Armee so viel als möglich beschleunigen sollte, und obgleich diese Gesandtschaft den Erzherzog um Hülfe für die Prager gegen des Kaisers unerträgliche Eigenmächtigkeiten anflehte, so hielt Matthias es auf den Rath seines schlauen Ministers, des Cardinals Khlesl, doch für gut, dem Kaiser gegenüber die Rolle eines loyalen Unterthanen und hülfreichen Bruders bis zu dem Augenblick zu spielen, wo er die Krone von seinem Haupt auf das eigene setzen konnte.

Ehe indeß ein Mann von den Truppen des Matthias

Prag erreicht hatte, hielten die Passauer es für gerathen, sich gänzlich aus Prag zu entfernen.

Die dorthin aus allen Gegenden Böhmens, sowie aus Schlesien und Mähren herbeigeströmten streitbaren Männer, welche sich schon durch ihre Fahnen und Feldzeichen als Feinde dieser Eindringlinge erwiesen, waren alle voll Rachsucht gegen die wilden Parteigänger, die beim Durchzuge durch ihre Städte und Dörfer die scheußlichsten Greuelthaten verübt hatten.

So eilte denn Ramé, die Stadt zu verlassen, und es ist eine Thatsache, daß Kaiser Rudolf die flüchtenden Freibeuter mit Geschütz und Munition versorgen ließ.

Nur wenige Meilen von Prag, bei dem Dorfe Hlubositz, wurde das passauer Volk indeß von den prager Bürgern und ihren ländlichen Bundesgenossen eingeholt und in einem blutigen Gefechte geschlagen. Zwar waren Ramé's Truppen geschulte, an das Kriegshandwerk gewöhnte Soldaten, von denen jeder einzelne schon in allen Himmelsstrichen gefochten und Handgeld von den Herren der verschiedensten Länder genommen hatte, und die prager Bürger konnten sich mit denselben nicht vergleichen, aber sie waren, wie jeder Mann in jener Zeit, in Führung der Waffen geübt, fochten für ihr Recht, das sie durch kaiserliche Versicherung noch vor kurzer Zeit befestigt geglaubt hatten, und sie erran-

gen einen Sieg und brachten eine Anzahl Gefangener in die Mauern Prags, unter denen sich auch einer der höhern Anführer des passauer Volks befand.

Dieser Mann, Obrist Tenn oder, wie Andere schreiben, Denknagel, war ein Verwandter des Schwiegersohns von Tycho de Brahe, der sich im Gefolge des Cardinals Khlesl am Hofe des Erzherzogs Matthias, Königs von Ungarn, befand.

Das empörte Volk von Prag setzte ihn in harte Gefangenschaft und versuchte durch ihn zu erfahren, zu welchem Zwecke Kaiser Rudolf die Passauer herberufen habe; seine Aussagen mußten aber erst durch die Folter erpreßt werden. Er sagte, daß der Erzherzog Ferdinand von Steiermark und dessen Bruder, der jugendliche Bischof von Passau, die Böhmen für Empörer und im Begriff, den Kaiser Rudolf vom Throne zu stürzen, erklärt hätten, daß deshalb das passauer Kriegsvolk den Befehl gehabt hätte, Se. Majestät bei Dero Uebersiedelung von Prag nach Passau zu beschützen, den König Matthias ernstlich zu bekriegen, ihm womöglich das Leben zu nehmen und sodann alle Ketzer in Prag und ganz Böhmen mit Feuer und Schwert auszurotten, und nannte die beiden Standesherren Martinecz und Slawata als entschiedenste Feinde des neuen Glaubens.

Mehr als dieser Aussagen bedurfte es nicht, um

die Prager in die höchste Wuth und Aufregung zu versetzen.

Während Kaiser Rudolf die Hochzeit seiner Jugendfreundin mit der Lust eines harmlosen Knaben feierte, ihren schönen Gemahl zum Beweise seiner Gnade in den Fürstenstand erhob und mit dem armen gelehrten Johannes Kepler eine lange Unterredung hatte über die Entdeckungen, die dieser über die Planetenbewegungen gemacht, rückten achttausend Mann von den ungarischen Truppen des Königs Matthias in Prag ein, und dieser selbst, der sich in Iglau in Mähren aufhielt, empfing eine Gesandtschaft der böhmischen Stände, an deren Spitze sich ein Graf Kinsky befand und die dem Nahenden die Versicherung ihrer Ergebenheit zu Füßen legen, aber auch verlangen sollte, daß Matthias den von den Passauern jetzt noch bedrückten Städten Hülfstruppen schicken und es möglich machen sollte, ihnen aus den Kriegskassen jener Entschädigung zu verschaffen.

Wer übrigens in jenen verhängnißvollen Tagen Gelegenheit hatte, den Kaiser Rudolf von Angesicht zu Angesicht zu sehen, würde wohl schwerlich errathen haben, daß dieser Fürst großen Grund hatte, um Thron und Leben besorgt zu sein.

Als Johannes Kepler an dem Krankenbett seines Magdalenchens den Ruf erhielt, vor Sr. Majestät zu

erscheinen und derselben die Ergebnisse seiner Arbeiten seit dem Tode Tycho's de Brahe vorzulegen, mußte er sich erst sammeln, um an die Möglichkeit und Wirklichkeit solchen Befehls zu glauben.

Es war wohl das letzte Zucken seines Herzens, als er inne ward, daß er Polixena, jetzt Fürstin von Lobkowitz, in des Kaisers Gegenwart wiedersehen sollte. Tief aufathmend warf er sich vor dem Bettchen seines sterbenden Lieblings auf die Kniee nieder. Der Säugling war schon am Tage vorher verschieden, und Barbara's Krankheit hatte sich nicht im mindesten verändert, das heißt, man mußte die unglückliche Frau körperlich für ganz gesund halten, aber das Licht ihrer Vernunft war nach Rabbi Löw's und des gelehrten Engländers Doctor Dee Ansicht, der vor seiner schnellen Abreise von Prag die Familie Kepler's noch einmal besucht hatte, völlig erloschen.

Zwar hatte der Rabbi seinem Freunde mit allem Ernste die Möglichkeit einer völligen Wiederherstellung der unglücklichen Frau versichert, aber diese Hoffnung war immer zweifelhaft und lag in nebliger Ferne. Für die Gegenwart drückten Centnerlasten von Sorgen auf die Seele des armen Gelehrten, der bei seinen Amtsgeschäften, bei der schwierigen Vertheilung dessen, was er erwarb und was ihm so schlecht gezahlt wurde, auch an

die Mahlzeiten seiner Kinder, an ihre Kleider und an die Pflege und Wartung seiner Kranken zu denken hatte.

Die Vermählung Polixena's hatte daher auf sein gequältes Herz etwa den Eindruck gemacht, wie das Niedersinken eines glänzenden Sterns, der unter der Beobachtung seines Auges unter dem Horizont verschwindet. Er sah denselben aus dem nächtlichen Dunkel seines Daseins noch, ohne zu fühlen, daß dieses durch das Verschwinden desselben noch tiefer, noch intensiver werde.

Als Kaiser Rudolf inmitten aller Wirren der Zeit, die ihn, wie das Netz einer Spinne eine goldschimmernde Fliege, umschlangen, seinen Hofastrologen vor sich beschied, um mündlich von ihm etwas über die schönen Entdeckungen zu hören, die Kepler freilich schon fast zwei Jahre früher in einem Buche bekannt gemacht hatte, welches er die neue Astronomie benannt und seinem kaiserlichen Herrn zugeeignet hatte, war der Gelehrte nicht wenig erstaunt, ja eigentlich sehr erschrocken, denn er konnte sich nicht verbergen, daß diese Aufforderung gewissermaßen ein Gruß sei, den die Fürstin von Lobkowitz ihm sende.

Auch hatte er sich nicht geirrt, denn er traf sie in den Gemächern des Kaisers, die sie wie mit Licht zu erfüllen schien.

Die Fürstin begrüßte den Gelehrten mit gewohnter

Huld, und auch der Kaiser empfing ihn gnädig und lenkte das Gespräch sogleich auf Kepler's ihm zugeeignete neue Astronomie.

„Aber sagt mir, Magister Kepler, ist es nicht seltsam und eigentlich etwas wunderlich von Euch, daß Ihr Eure Entdeckungen dem Herrn von Brahe so zu sagen in die Schuhe schiebt? Wohl war der gelehrte Däne ein großer Mann, aber Entdeckungen, die die Wahrheit des Copernikanischen Systems bestätigen, ergänzen und erklären, kann man ihm, dem Widersacher des Copernicus, doch nicht zuschreiben, ja hätte er sie gemacht, das heißt, am Himmel aufgefunden, nimmer würde er sie der Welt mitgetheilt haben, denn die Wahrheit seines eignen Sonnensystems zu erweisen war der Zweck seines Studiums und seines ganzen Lebens."

„Mein kaiserlicher Herr", entgegnete Kepler mit bescheidener Würde, „das ist ja eben die Gotteskraft der Wahrheit, daß nicht nur ihre Freunde, sondern auch ihre Gegner sie bestätigen müssen. Tycho de Brahe, der große, obgleich aus menschlicher Eitelkeit irrende Geist, ist jetzt wohl längst eingetreten in Regionen der Schöpfung, wo er die Wahrheiten, deren Dasein Copernicus ahnte, zu sehen und zu erkennen fähig ist, und hat, wie wir als Christen glauben und hoffen, das zukünftige Leben einen Zusammenhang mit unserem jetzigen Dasein auf Erden,

so muß er selige Freude empfinden bei dem Gedanken, daß sein Fleiß, seine Ausdauer, seine so scharfe Beobachtungsgabe mir, seinem schlichten Nachfolger, die schöne Gelegenheit gaben, die dem Copernicus noch verschleierte tiefe Wahrheit zu finden, vermittelst welcher künftige Zeiten den Gesetzen Gottes in der Natur immer genauer und deutlicher auf die Spur kommen werden. Tycho hat durch seine Beobachtungen des Planeten Mars wirklich die Möglichkeit gegeben, das Copernikanische System zu überflügeln. Ehre sei ihm, und mir vor allen geziemt es, sie seinem Andenken darzubringen."

„Ihr seid ein braver Mann, Magister Johannes Kepler", sagte der Kaiser, seinem Astrologen huldvoll die Hand bietend. „Kommt näher und erzählt mir noch mehr von den himmlischen Heerschaaren, von denen Ihr so gut zu reden wißt. Zweierlei nur ist schade bei Euch, daß Ihr ein so eingefleischter Ketzer und daß Ihr so eigensinnig seid, Eure schönen Kenntnisse nicht zum Nutzen Eurer Nebenmenschen verwenden zu wollen."

„Majestät", entgegnete Kepler mit milder Demuth, „über die Wahrheiten des Glaubens können nie zwei Menschen mit einander streiten, die in verschiedenem Glauben geboren und aufgewachsen sind. Würdet Ihr mich nicht für einen Rebellen halten, wenn ich meinem Kaiser gegenüber, dessen treuester Unterthan ich doch zu sein hoffe,

meinen Glauben für den reinern, für einen offenbar verbesserten erklärte? Ich thue dies nicht, mein erhabener Gebieter, aber nicht aus Furcht vor Eurem Zorne unterlasse ich es, sondern aus demselben Grunde, aus dem ich die Bekanntmachung der zwei von mir entdeckten Gesetze der Planetenbewegung viele Wochen und Monden unterließ; ich wollte die Berechnungen prüfen, wollte zusehen, ob und wie sie mit den Naturerscheinungen übereinstimmten. Mein Kaiser, die heilige Schrift sagt: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Auch der Glaube eines Menschen muß erprobt werden. Ew. Majestät kann den Protestantismus ausrotten, denn Ihre Macht reicht aus, alle Bekenner desselben in Ihren Landen zu tödten, die Wahrheit ihres Glaubens ist dadurch jedoch keineswegs widerlegt. Aber gebt Euern Unterthanen allen, um was sie so glühend bitten, freie Religionsübung, gestattet allen, Gott in ihrer eigenen Weise anzubeten, und prüfet dann, welches die treuesten Bürger, die besten Familienväter, die bravsten Leute sind. Ich sage nicht, daß es die Protestanten sein werden — Gott bewahre mich vor so unbedachtsamer Behauptung! — aber wenn Ihr sie nicht schlechter findet als Eure katholischen Unterthanen, so wird Euch die Ueberzeugung werden, daß auch jene Glaubensform ihre Berechtigung hat, da sie wie ihre ältere Schwester das Menschenherz im Kummer trösten und im Kampf mit

den Leidenschaften stärken kann, und Ihr werdet der Welt den Frieden, Euch selbst aber die Gelegenheit gegeben haben, die verschiedenen Glaubenswahrheiten zu prüfen."

„Ist das auch Eure Ansicht, Polixena?" fragte der Kaiser, mit tiefem Ernst in das schöne Antlitz blickend.

„Nein!" entgegnete die Gräfin fest und scharf. „Die Wahrheit kann nicht zweierlei Art, sie kann nur eine sein."

Kepler schaute die Sprechende mit trübem Ernste an.

„Die Wahrheit!" sagte er dann mit traurigem Tone. „Habt Ihr sie in Eurer Hand? Hat sie irgend ein zwischen Himmel und Erde lebendes Wesen in der seinigen? Irrend sucht jeder von uns sie auf dem weiten, dornigen Wege des Erdenlebens; der Glaube ist sie ja nicht selbst, sonst wäre er nicht Glaube, sondern Wissen! Welcher Glaube der kürzere, der geradere Weg zur Wahrheit sei, das werden wir nicht eher erfahren als vor dem Throne des Allerhöchsten, der die Wahrheit ist und das Leben. Fürstin Polixena, Stern am Himmel meiner Jugend, auf Wiedersehen dort! Ich muß zu meinen kranken Kindern!"

Der Kaiser hatte dem Astronomen mit leiser Handbewegung ein Zeichen gegeben, daß er entlassen sei, und die Fürstin blickte mit verschleiertem Auge und bebendem Herzen ihm noch minutenlang nach, als er das Zimmer verlassen hatte.

„Es ist ein armer, unglücklicher Mann, doch Muth hat er wahrhaftig!“ sagte Rudolf nach Kepler's Entfernung. „Ich kann immer nur wiederholen: schade, daß er ein Ketzer ist!“

„Hat der Magister ein krankes Kind?“ fragte Polixena mitleidig.

„Ja, und seine Frau hat schon seit Wochen den Verstand verloren, und die ganze Sorge um Haus und Kinder liegt auf ihm. Er ist wirklich ein armer Schelm, und noch dazu fehlt's ihm gewiß auch wieder sehr an Gelde, denn ob er jetzt etwas aus unsern zerrütteten Kassen gezahlt bekommt, weiß ich zwar nicht, denn er pflegt von seinen Nöthen eben kein groß Geschrei zu machen, aber ich kann's kaum glauben.“

Die Fürstin schlug die Hände mit einer schmerzlichen Bewegung vor die Augen.

„Und seine Pflegemutter, die einzige treue Freundin, die der Arme hier im fremden Lande hat, habe ich bei mir behalten und es als einen Beweis ihrer Treue und Dankbarkeit gegen mich gefordert, daß sie in dieser verhängnißvollen Zeit in meiner Nähe bleibe!“

„Ei nun“, entgegnete der Kaiser lächelnd, „er wird sich schon auch ohne sie einrichten, wenn sie Euch noch länger nothwendig ist. Er hat gar Vielerlei schon durchmachen müssen in seinem Leben und ist doch eigentlich

immer nur ein Mann aus dem Volke, der an Arbeit und Sorge gewöhnt sein muß."

Noch am nämlichen Abend, als Kepler in seinem öden Hause beschäftigt war, seine gesunden Kleinen mit einem einfachen Nachtessen, sein armes krankes Magdalenchen mit einem kühlen Trunke zu versehen, erfreute das Klopfen Apollonia's an seine Hausthür sein ermattetes Herz, und als er zu öffnen eilte, fand er die mütterliche Freundin von einem Diener der Fürstin begleitet, der all ihr Gepäck in das Haus des Sohnes trug, bei dem zu bleiben ihr ihre Herrin zur Pflicht gemacht hatte. Stärkungsmittel und kleine Erfrischungen, Wein und Obstsäfte waren dem Manne für die Kranken im Hause mitgegeben worden, und Apollonia befand sich auch im Besitz hinreichender Geldmittel, um die schwersten augenblicklichen Sorgen von der Seele Kepler's nehmen zu können. Ein Mutterherz und eine hülfreiche Mutterhand im Hause, wo Leid und Krankheit ihren Sitz aufgeschlagen, ist wie der Regenbogen nach langem Gewitter, der verkündet, daß nun bald Frieden werden wird zwischen Himmel und Erde.

Zu derselben Stunde, als ihre geschätzte Dienerin in das Haus Kepler's wie ein guter Genius eintrat, rüstete sich die Fürstin zu einer Reise nach ihrem schönen Wittwensitze Raudnitz, den sie als ein Erbe ihres ersten

Gemahls besaß. Die schöne Lage des Schlosses, nahe am Ufer der Elbe und noch in einer Gegend, wo die Bergreihe, die man jetzt unter dem Namen der sächsischen Schweiz kennt, sich nicht in die Ebene verliert, machte ihr dasselbe besonders werth.

Der neue Herr dieses schönen Schlosses, Fürst Adalbert von Lobkowitz, war bereits vorausgeeilt, seine heißgeliebte junge Gattin daselbst zu empfangen.

Kaiser Rudolf hatte, um seine Jugendfreundin zu überraschen, sein wohlgetroffenes, von Sedler gemaltes Bild bereits in das für Polixena bestimmte Zimmer bringen lassen. Alles und alle schienen zusammenwirken zu wollen, das Leben derjenigen zu verschönern, die freilich nur allein wußte, daß auch in ihrem Herzen der Schmerz wohne, jener ernste Gast, der in jedem Menschenherzen seinen Sitz aufschlagen muß, der den Erdenbürger am Eingang ins Leben empfängt und ihn begleitet bis zum Grabe.

Die Fürstin Polixena war eine von den stattlichen Schönheiten, denen Putz und Schmuck so wohl stehen und deren Reiz nicht eigentlich durch ein bescheidenes Hauskleid erhöht werden kann. Sie war müde, denn sie hatte den Weg von Prag nach Raudnitz zu Pferde zurückgelegt, und trotz des sanften Ganges ihres schneeweißen Zelters fühlte sie sich von dieser Reiseart einigermaßen angegriffen.

Mit Hülfe einer jugendlichen Dienerin, die sie erwählt hatte, ihr Apollonia so gut als möglich zu ersetzen, hatte sie ihr Reisegewand von utrechter Sammet abgelegt, und ein weites, faltiges, weiches Kleid hing nur lose um ihre stattliche Gestalt. Die braunen reichen Locken und Flechten waren vom Reithute zerdrückt und vom Winde auf der Reise in Verwirrung gebracht; ihre zarten Füße, von den Gemslederschuhen befreit, steckten in mit Pelz gefütterten Pantoffeln, und ermattet hielt sie ihre Hände im Schooße gefaltet.

„Jetzt wird sie ihm die Lasten abgenommen haben, die seine Seele erdrücken mußten", sagte sie leise vor sich hin. „Gelobt sei Gott! O muß denn so viel Elend in einem Menschenleben zusammentreffen, und kann es denn möglich sein, daß ein Männerherz ihm Widerstand zu leisten fähig ist? O mein Geist verfinstert sich, denke ich an das Haus, wo er, dessen ganzes Sein zum Himmel emporstrebt, durch den Wahnsinn seines armen Weibes an die kleinlichsten Sorgen und das niederdrückendste Elend der Erde gefesselt ist! Und ich kann nichts für ihn thun, werde es auch nicht können, solange das Leben währt, und selbst jenseits des Grabes sind wir getrennt, getrennt für Zeit und Ewigkeit! O, und wie soll der Unglückliche sein ferneres Erdenleben ertragen in der Ehe mit einer Frau,

die ihn, als sie noch gesund war, so wenig zu verstehen und zu beglücken fähig war! Zwar meint Doctor Dee, daß ihr Erdendasein nur von kurzer Dauer sein könnte, doch Rabbi Löw hofft ihre baldige Genesung. Hofft? Er fürchtet ihre baldige Genesung, sollte ich sagen, denn für den Mann, dessen Frau sie geworden, wäre es wohl besser, wenn sie stürbe und ihm die Freiheit einer zweiten Wahl ließe."

Die hohe Dame war mit gefalteten Händen vor dem Crucifix auf ihrem Betpulte in die Kniee gesunken. „Gib ihm, dem edlen, herrlichen Mann, noch in spätern Jahren das Glück einer liebevollen, verständnißinnigen Ehe", flehte sie aus tiefstem Herzen, „und führe ihn durch dieselbe zum wahren Glauben und so zur ewigen Seligkeit. So gewiß ich meinem edlen Gatten ein treues, gehorsames, herzliches Weib sein und ihn zu aller Zeit durch meine freundliche Demuth auf dem rechten Wege erhalten will, so gewiß, mein Herr und Gott, gib ihm Lebensglück durch ein edles, ihn treu liebendes Weib. Er traf eine falsche Wahl, weil die äußere Aehnlichkeit seines Weibes mit mir ihn täuschte; laß es mir gelingen, gebenedeite Mutter des Erlösers, Du, die Du mein Herz kennst, für ihn ein Weib zu erziehen, mir ähnlich in Herz und Seele, aber besser, seiner würdiger als ich, und gib,

daß ich auch als Gattin eines andern Mannes seiner Liebe und Ehrerbietung würdig bleibe."

Sie richtete sich empor, ordnete ihre Gewänder und trat ihrem jugendlichen Gatten entgegen, der nach seinem ritterlichen Aeußern wohl werth schien, ein höheres Gefühl als das der Pflichttreue im Herzen seiner angebeteten Gattin zu erregen.

Fürstin Polixena war um einige Jahre älter, als ihr zweiter Gemahl, und dies war in dem Augenblick, wo sie jetzt nebeneinander standen, einigermaßen erkennbar.

Das Haupt Zdenko Adalbert's, von dichten dunkelblonden kurzen Locken umringelt, erschien ganz eigentlich als das eines Jünglings; seine schwarzen, blitzenden Augen ruhten mit dem Ausdruck seligen Entzückens auf der ermüdeten Gestalt, und sie leise an seine Brust ziehend, flüsterte er: „Die Reise hat Euch angegriffen, Polixena, meine Geliebte, endlich, endlich mein Weib! Ich hab' Euch schwer errungen, aber jetzt seid Ihr mein, und Himmel und Erde sollen mir die Geliebte nicht mehr entreißen."

Die Fürstin blickte ihm sanft in die schönen, leuchtenden Augen, so sanft, daß die Glut in seinem Herzen dahinschmolz. Nicht in lodernden Küssen ward es ihm möglich, sein Gefühl für sie auszudrücken, sondern

leise zog ihn die Fülle desselben nieder, und zu ihren Füßen knieend sagte er: „O Polixena, ich frage Euch nicht, ob Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe, Euch, auf die das Auge des Kaisers mit Ehrfurcht blickte; welcher geringere Mann könnte hoffen, Eurer Liebe werth zu sein, aber ich frage Euch, wollt Ihr meine Liebe Euch gefallen lassen, meine Ritterdienste annehmen und mir die Seligkeit gewähren, zu hoffen, daß Ihr Euch endlich auch demjenigen zuneigen werdet, der Euch liebte, der Euch vergötterte von dem Augenblick an, da er zu fühlen, zu denken, sich zu erinnern fähig war?“

Die Fürstin legte ihre Hand auf sein Haupt, wo sie die reichen Locken fast verbargen.

„Ihr seid mein Gemahl“, sagte sie, „und als solchem werde ich Euch all meine Gedanken und Gefühle, alle Kräfte meiner Seele weihen und mich glücklich schätzen, Euch zeitliches Glück gegeben zu haben.“

„Die Seligkeit der Erde“, flüsterte er glühend, „ich habe sie neben Euch.“

Apollonia waltete jetzt in Kepler's Hause und der Genius des Glückes schien, wie immer, so auch hier lächelnd neben ihr herzuschreiten. Sobald sie sich von

Zustande des ganzen Haushalts genau überzeugt hatte, richtete sie zunächst ihr Augenmerk auf Barbara's Zustand und hatte bald so viel Autorität über die leidende Frau gewonnen, daß sie sie in ihren wildesten Paroxysmen zufrieden sprechen und mit sanften Worten oder auch durch leises Streicheln mit ihren weichen Händen beruhigen konnte. Selbst ihre Blicke gewannen bald Macht über die Wahnsinnige; sobald die kleine, blasse Großmama der Tobenden ruhig und freundlich in die blitzenden Augen sah, ward sie erst schüchtern, dann still und endlich ruhig und lenksam wie ein artiges Kind.

Daß die Kinder ihre sorgsame Pflege und Abwartung hatten, daß dem Hausherrn, der jetzt wieder mit Ernst an seine Hauptarbeit, die Berechnung der Prutenischen Tafeln, ging, nichts zu seiner Ruhe, Pflege und Bequemlichkeit abging, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Aber die alte, milde Frau bereitete nicht blos Glück in dem Hause ihres Sohnes, sie genoß es auch, genoß es in dem Grade, daß sie es als eine ausreichende Entschädigung für alle Leiden ihres frühern Lebens betrachtete.

Selbst am Bette der kleinen, langsam dahinschwindenden Magdalene wußte Herzgroßmütterlein dem Glücke

eine Stätte zu bereiten. Nach dem Tode des unruhigen Säuglings war Kepler's Haus so friedlich und still wie der Vorplatz einer Kirche; es war, was jedes Haus einer glücklichen Familie sein soll, ein friedlicher Vorplatz der Ewigkeit, deren Seligkeit ja auch in nichts Anderem bestehen kann, als in Liebe und dem heiligen Frieden, der der nach der Erkenntniß Gottes strebenden Menschenseele so nothwendig ist. Das holde Kind, der Liebling seines Vaters, litt an einem Zehrfieber, das im langsamen, aber unaufhaltbaren Fortschritt alle Kräfte des zarten Körpers untergrub. Apollonia sagte, wenn sie mit ihrem Johannes über Lenchens Zustand sprach, er sei dem der Raupenpuppe vergleichbar, in der sich, unsichtbar für die Außenwelt, die mächtigen Flügel, die großen, weitsehenden Augen entwickeln, die aus der armen, verachteten, kriechenden Raupe das vollendete Geschöpf, den Schmetterling machen. Ruhe schien das einzige Bedürfniß zu sein, dessen die kleine Kranke sich bewußt war, und sie ward ihr gegeben. Das Bettchen Lenchens stand an einer mit grüner Tapete bedeckten Wand und war so gesetzt, daß die Kranke nicht das Köpfchen zu erheben nöthig hatte, um draußen den Himmel und unter seinem Gewölbe den Spiegel des Moldaustroms zu sehen. Die aufsteigenden Höhen des mächtigen Hradschin schlossen das Landschaftsbild,

dessengleichen man allein in dem herrlichen Prag finden dürfte, zu dem Ganzen ab, dessen Krone die Thürme und Zinnen des St.-Veitsdoms bildeten. Mit solcher Aussicht vor Augen, lag Kepler's kranker Liebling in dem Bettchen, das großmütterliche Fürsorge so weiß und weich wie die Brust des Schwans gemacht hatte. Ranken von Epheu und Immergrün, die Apollonia in Blumenscherben zu ziehen verstand, waren im Bereiche der kleinen, blassen Kinderhand, die bisweilen leise die glänzend grünen Blätter wie liebkosend berührte, und auf einem kleinen Tisch zu Häupten des Lagers fehlte es nie an einer von den Erquickungen, nach denen fiebernde Lippen sich hin und wieder durstig sehnen.

Die Bettgewänder von blendend weißem indischen Musselin hatte Fürstin Polixena aus ihren Vorräthen und von ihren Kammerfrauen anfertigen lassen, aber ihre Kostbarkeit wäre nicht nothwendig gewesen, damit sie dem kranken Kinde unter der lieben Großmutter Pflege sein engelhaftes Aussehen erhielten. Magdalenchen mußte freilich manches Stündchen einsam zubringen, wenn Bruder Ludwig in der Schule und Großmama von wirthschaftlichen Beschäftigungen oder den Anforderungen der kranken Barbara in Anspruch genommen ward. Denn Großmutter hatte es dem sanften, klugen Kinde sehr bald begreiflich gemacht, daß der Vater zu ihrer Gesell-

schaft und Pflege nicht von seinen Arbeiten abgerufen werden dürfe. Sie war in ihrer Einsamkeit still und geduldig, aber ein leuchtendes Lächeln flog über die zarten, bleichen Züge, wenn einer ihrer Lieben, Bruder Ludwig, die Großmutter oder gar der liebe Vater zu ihr eintrat.

Beschäftigen konnte sich die kleine Kranke mit nichts; das Grün der Gewächse neben ihrem Lager, der freie, weite Ausblick in die Landschaft, auf den Dom und vor allem auf den Himmel, von dem abends die goldenen Sterne so grüßend zu der Tochter Kepler's hereinsahen, gaben ihr freundliche Gedanken in die junge, der Erde aber kaum mehr angehörende Seele, die die Furcht vor den dunklen Schrecken des Todes nicht in ihr aufkommen ließen und selbst ihre Fieberträume schön und lichtvoll sein ließen.

Fühlte sie sich wohl genug dazu, so waren die Märchen, die Apollonia ihr auf ihr Bitten erzählte, und das, was Kepler an ihrem Bett bisweilen von den Sternen mittheilte, der Goldgrund, auf dem sich ihre Fieberphantasien in zarten, farbigen Bildern entwickelten.

Barbara verließ selten ihre Stube, fragte nie nach der kleinen Kranken und war fast immer beschäftigt mit kleinen bunten Stickereien, die zwar keinen Nutzen schafften, aber ihr die Zeit kürzten und ihrer kranken Seele

ein gewisses Gefühl der Befriedigung schafften, denn sie wähnte durch dieselben Geld zu erwerben, und die Großmutter erhielt sie gern in diesem Glauben. Bisweilen, obgleich nur selten, verfiel sie auf länger oder kürzer noch in lautes, wildes Toben, aber Apollonia's Blick wirkte stets beschwichtigend auf sie, und bald lernte auch Johannes Kepler seine Macht durch sanftes Zureden, leises Streicheln oder festes Anblicken auf die Arme ausüben. Es ging ihr so wohl, als dies in ihrem Zustand nur immer möglich war. Rabbi Löw sowohl als Doctor Dee hatten gemeint, daß die Möglichkeit, ihre geistige Gesundheit wiederzuerlangen, jedenfalls eintreten könne, wenn sie von neuem Mutter würde, außerdem müßte man sie als rettungslos betrachten.

So waren die Zustände in Kepler's Hause. Die schlimmen Geldsorgen trafen jetzt niemals seine Seele, denn Apollonia wußte das geringe Erbe Heinrich Kepler's, das Wenige, was von Barbara's Vermögen noch in die Hauskasse floß, und die unregelmäßigen Einzahlungen von dem Gehalte des Astronomen aus den erschöpften kaiserlichen Kassen aufs beste einzutheilen, und an dem Bettchen, auf welchem sein süßes Kind sich zum Engel entfaltete, fand der Gelehrte eine Stelle, wo die Blumen aus dem Himmelsgarten, Liebe und Verständniß, in all ihrer süßen Schönheit ihn umdufteten. Dort existirten wilde Strei-

tigkeiten nicht, die im Namen der Religion die Stadt Prag nicht nur, sondern Böhmen und das deutsche Reich zerspalteten. Dort herrschte der heilige Frieden des echten Christenthums, den Kepler, der Priester am Altare der Natur, wo er Gott suchte und fand, in seiner edlen Seele trug. Kelch oder Messe waren hier nicht Brandfackeln, die die Welt entzündeten, sie waren heilige Symbole, die von Niemand entweiht werden durften, weil sie eben als die Zeichen des Höchsten von vielen Menschenherzen angenommen wurden, und zu ehren, was seinen Menschenbrüdern heilig erschien, war in Kepler's edler Seele eine Pflicht, ein rein menschlicher Beruf.

Wenn der Abend leise niedersank und die Leuchten der ewigen Sterne aus ihren unberechenbaren Fernen sich in den flüsternden Gewässern der Moldau spiegelten, trat Kepler oft und gern an das Bett seines Kindes, das in dieser Stunde meist immer wach und von besonderer Lebhaftigkeit war, die der Vater freudig für ein hoffnungsreiches Zeichen rückkehrender Kraft hielt, die aber die erfahrene Großmutter sehr wohl als bei Nervenkranken natürliche leichte Abendfieber erkannte. Mit liebevoller Theilnahme nahm der Vater den Sitz am Kopfende des Bettchens ein und hielt Magdalenens heißes Händchen zwischen den seinen.

Am Himmel funkelte in seinem höchsten Glanze

Jupiter, dessen von Galilei entdeckte vier Monde eine neue Bestätigung der großen Entdeckungen des deutschen Gelehrten waren, der sich hier neben seinem kranken Kinde und der liebevollen Pflegerin seiner eigenen Kindheit als eine Menschenseele zeigte, die des edlen Forschens und großen Wissens gar nicht bedurft hätte, um der Liebe Gottes und seiner Mitmenschen vollständig werth zu sein.

„Erzähle Du mir ein Märchen, lieb Väterle!" sagte das kranke Kind, einen leisen Kuß auf Kepler's Hand hauchend. „Die Großmutter wollte mir, als Du eintrateſt, eins erzählen, aber sie meinte, als sie Deine Stimme hörte, ihre Geschichten wären nicht für Dich zum Zuhören, dazu wäreſt Du zu weise und zu gelehrt."

„Da scherzt die liebe Großmutter nur", entgegnete Kepler; „sie weiß ja, daß ich, wenn ich wirklich weise und gelehrt geworden bin, es doch eigentlich ihren Geschichten zu danken habe"; und sich an die treue Freundin wendend, sagte er: „Wollt Ihr mir, Großmutter Apollonia, noch einmal die Geschichte von der Regenbogenbrücke erzählen, mit der Ihr mich als Kind immer beschwichtigen konntet, wenn ich gefallen war oder mich in irgend einer Weise nach ungeschickter Knaben Art verletzt hatte?"

„Aber da müssen Ludwig und Margarethe auch

hereingerufen werden", sagte Lenchen mit ungewöhnlichem Eifer. „Sie haben schon lange die Geschichte von der Regenbogenbrücke hören wollen."

Man willfahrte ihr mit Freuden, und als die ältern Geschwister auf kleinen Sesseln am Bette Platz genommen, begann Apollonia zu erzählen. Als sie geendet, küßte Kepler, während seine Kleinen ernst dreinschauten, die mütterliche Hand, an der er noch immer die Wundmale erkennen konnte, die von der Folter herrührten, welche sie einst ertragen, um seine Mutter, ihre Jugendgefährtin, nicht ähnlichen Qualen preiszugeben.

Die kleine Kranke hatte kurz vor dem Schlusse der Erzählung ihre Händchen aus denen des Vaters und der Großmutter gezogen; jetzt lagen sie gefaltet auf der schneeweißen Bettdecke; sie hielt eine Rose, die Kepler bei seinem Eintritt auf ihr Lager gelegt, zwischen ihren zarten Fingerchen, und die zunehmende Mondessichel goß silberne Lichtstrahlen auf das holdselig lächelnde Kinderantlitz.

„Die Engel spielen mit unserm Lenchen", sagte mit leisem Tone der ältere verständige Bruder; „schau nur, lieb' Großmütterle, wie schön sie im Schlafe lächelt."

Apollonia beugte sich nieder, hauchte leise einen Kuß auf des Kindes bleiche Stirn und sagte dann, am Bett-

chen niederknieend, mit erstickter Stimme: „Betet für sie, sie ist jetzt ein Engel geworden."

Kepler griff nach dem Händchen seines Lieblings und die Eiseskälte desselben ließ ihn erschauern. Apollonia war auf die Kniee gesunken und schloß mit einem Kuß die Augen des entschlafenen Kindes. Der tiefbetrübte Vater aber zog die beiden ihm gebliebenen in seine Arme und flüsterte, nach dem von tausend Sternen geschmückten Himmel deutend, ihnen zu: „Auf einer andern dieser schönen Gotteswelten werden wir unser Lenchen wiederfinden; es ist früher als wir berufen worden, ihre Herrlichkeit zu sehen."

Sechstes Kapitel.

Die stolzen Hallen des kaiserlichen Hradschin strahlten in dem Glanze von tausend Wachskerzen, die ihr Licht weit hinaus durch die Fenster fallen ließen und sich in den Wellen der Moldau spiegelten. Es war ein feenhafter Anblick; das Licht aber, das die prächtigen Gemächer erhellte, fiel nicht in das dunkle, getrübte Gemüth des Herrn dieser Herrlichkeit. Kaiser Rudolf II., stattlich wie zu einem Bankett geschmückt, ging einsam und mit düstern Blicken in dem antiken Saale auf und nieder und blieb bisweilen einige Momente vor der Venus stehen, die Polixena ihm geschenkt hatte.

„Marmor, Marmor", sagte er halblaut, seine kräftige Hand auf den zarten Busen der Antike legend. „In dieser Brust schlägt kein Herz, kein Strahl der Liebe fällt aus diesen steinernen Augen. Der ärmste Bauer, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod auf dem steinigen Acker am wilden Wege baut, hat ein

Weib, das liebevoll ihm daheim die Nahrung bereitet und sie fröhlich mit ihm und seinen Kindern theilt, mit seinen Kindern, die bald seine Stütze sein werden und in jedem Augenblick ihres Lebens seine Freude sind. Ich, der Kaiser, würde Mörderdolche in den Augen meiner Söhne blitzen sehen, schon wenn die Wehemutter sie zuerst in meine Vaterarme legte. Blitzen sie nicht auch aus den Augen meines unersättlichen Bruders mir drohend entgegen? Und neben mir kein Menschenherz, das sich liebend an das meine legen möchte!" Er drückte beide Hände mit einer unbeschreiblich schmerzlichen Geberde auf dasselbe und sagte dann, mit feuchten Augen zum Himmel schauend: „Und selbst in den Sternen, die so tröstend auf das ganze Geschlecht der Erdgeborenen niederblicken, steht für mich, den armen Kaiser, geschrieben: Mord, Mord und Verrath! Weh mir, tausendfach weh mir! Und doch bin ich der Herr der Christenheit, der treueste Sohn und Schützer der Kirche Gottes auf Erden." Er ballte die Faust und streckte sie zum Himmel empor. „Ich kann fordern, daß mein Thron feststehe, weil ich nie gelitten habe, daß der Thron Gottes in meinen Landen wankte. Ich habe mit geharnischter Hand in das Wespennest der Ketzerei gegriffen, ich habe sie mit Feuer und Schwert ausgerottet und dem furchtbaren Gott, der nur eine Ehre auf Erden fordert, zum Opfer

gebracht, was meinem Menschenherzen lieb und theuer war! Hab' ich das? Hab' ich es wirklich? Polixena, Du bist das Weib des Mannes, den Deine Schönheit in die Kirche Gottes zurückgeführt. Das war ein Opfer, dem Herrn gebracht! Aber ich habe doch den Majestätsbrief unterschrieben, den diese ketzerischen, aufrührerischen Böhmen von mir forderten, die ich hätte müssen niederschießen, wie der französische Karl es that, ohne andere Veranlassung als seinen königlichen Willen, die Heiligkeit des Glaubens nicht länger antasten zu lassen. War ich denn nicht der Kaiser? Hätte ich nicht sterben müssen in meinem kaiserlichen Beruf? O, sie wären in den Staub gesunken vor dem wahren Gott und dem wahren Kaiser, wenn ich sie meine Macht hätte fühlen lassen! Warum that ich es nicht? Und warum bereue ich jetzt die Vergangenheit?" Wieder stand er vor der Marmorstatue und betrachtete sie mit flammenden Augen. „Ja, du bist schön, heidnisches Götzenbild, o wie schön! Und ich würde dich anbeten, glühender als den furchtbaren Gott, der seinen eingeborenen Sohn am Kreuze sterben ließ, aber ich fürchte ihn, ich fürchte, ich, der Kaiser, der Herr der Christenheit! Weh mir! Die Furcht ist das schrecklichste aller Erdenübel, und auch die kaiserliche Majestät kann die arme Menschenbrust nicht frei erhalten von dieser schrecklichen Tyrannin." Heftig und mit Anstrengung

schritt der kranke Monarch in seinem prächtigen Gemache auf und nieder. „Jetzt ist er längst in Czaslau, der Gesandte, den ich ihm aus Furcht entgegengeschickt, ihm, dem Matthias, dem Verräther, der mit brudermörderischen Absichten hierher eilt, um die Krone, die Gott mir gegeben, von meinem geheiligten Haupte zu reißen. O, ich fürchte ihn, ich fürchte ihn mehr, als ich sagen oder denken kann! Weh dem, dessen Leben die Furcht vergiftet, das bleiche, schaurige Gespenst, das Gift träufelt in jeden Labungskelch, das Dornen streut auf das weichste Kissen und selbst den Becher der Wollust durch das Eintauchen seines eklen Fingers schal macht und den Lippen widerwärtig! Armer Rudolf, armer Kaiser, dessen Schlaf die Furcht störte, dem sie Speise und Trank vergiftete, dem sie das beste Glück, das Glück des Gatten und Vaters, aus den so heiß danach verlangenden Händen riß! O daß der Tod mich endlich von diesem entsetzlichen Gespenst befreite! Im Sarge droht auch dem Kaiser kein Verrath mehr! Und gibt es denn Frieden im Sarge, sanften Schlummer nach den Mühen und Aengsten des Erdenlebens? Kommt nicht nach dem Tode das Gericht? Wehe, wehe! Sind die Schrecken des Todes nicht schlimmer noch als die Schrecken des Lebens?

Ha! wer ist da?" Der unglückliche Mann, der so

viele Kronen auf seinem gebeugten Haupte trug, war heftig zusammengefahren beim Eintritt eines der wache-haltenden Trabanten, welcher, am Eingang stehen bleibend, beim Ausrufe des Kaisers mit lauter, eintöniger Stimme meldete, daß Se. Gnaden der Herr Graf Adam von Waldstein Einlaß begehrend vor Sr. Majestät Gemach stände.

„Er soll eintreten, augenblicklich!“ rief der Kaiser, und nach wenig Momenten stand der greise Vater jenes Mannes, der einige Jahre später die Welt mit seinem Kriegerruhm erfüllte, vor dem Kaiser.

„Was bringt Ihr mir von meinem liebreichen Bruder, dem ersten meiner getreuen Unterthanen?“ fragte Rudolf mit sichtbarem Hohne in seinen Gesichtszügen.

„Se. Gnaden, Ew. Majestät erzherzoglicher Bruder, des Königs von Ungarn Majestät, lassen ihrem geliebten Bruder und Kaiser die Versicherung ihrer tiefsten Ergebenheit durch mich pflichtschuldigst zu Füßen legen.“

„Schon gut, schon gut, alter Adam!“ fiel der Kaiser seinem Diener mit einem gewissen Humor ins Wort, der ihm angeboren und selbst durch seine mönchische Erziehung niemals ganz ausgerottet worden war; „wir kennen die Ergebenheit unseres Bruders Matthias, des gekrönten Königs von Ungarn und erwählten Königs von Böhmen. Was aber sagte er, da er unsern Brief gelesen?“

„Cardinal Khlesl, sein Rathgeber und erster Minister, war bei ihm, als er mir, Eurem Boten, Zutritt zu seiner Person gewährte. Dem schlauen Prälaten gab er das Handschreiben Ew. Majestät und sagte: „Lies vor, Khlesl, was mein gnädiger kaiserlicher Bruder uns mitzutheilen hat, bevor wir ihn in seiner Residenz besuchen, um ihn vor dem Andrängen seiner rebellischen Unterthanen zu schützen.“ Der falsche Pfaffe las, und als er an Ew. Majestät treugemeinte Worte kam: „Mein Bruder, vertraut Euch nicht so völlig diesen falschen und unbeständigen Böhmen an, wie Ihr es zu thun entschlossen zu sein scheint“, da erhob Matthias sich von seinem Sitze, und als Khlesl weiter las: „Nehmt wenigstens, wenn Ihr nach Prag zu kommen fest entschlossen seid, Eure Wohnung in meinem Schlosse, woselbst ich Euern Besuch in brüderlicher Freundschaft erwarten werde“, winkte Matthias dem Cardinal mit der Hand, daß er schweigen möge, und sagte zu mir gewendet: „Ihr seid ja auch ein Böhme, Herr von Waldstein, und so meldet Ihr am besten meinem kaiserlichen Bruder, daß ich den Böhmen mein Heil und Glück bereits anvertraut habe, und da sie mich mit so innigen Bitten nach Prag zu kommen eingeladen haben und mit so vielem Verlangen erwarten, so will ich auch ganz gewiß die mir von den böhmischen Ständen in der Altstadt bereitete Wohnung be-

liehen. Ihr seid entlassen, Herr Adam von Waldstein!“ So bin ich denn zurückgekehrt, um Ew. Majestät alsbald zu melden, daß die hier auf dem Hradschin zum Empfang Sr. Majestät des Königs von Ungarn getroffenen Vorkehrungen unnütz gewesen sind; morgen trifft derselbe in Prag ein und ein glänzender Empfang wird bereits von den Ständen vorbereitet.“

„Gut!“ sagte der Kaiser; „ich muß den Muth finden, zuzusehen, wie der Dolch geschliffen wird, Strich für Strich, den dieser tückische Verräther in meine wehrlose Brust zu bohren einmal unwiderruflich entschlossen ist. Sei es so! Ich befehle, daß auch Ihr, Herr Adam von Waldstein, bei dem stattlichen Empfange des gekrönten Königs von Ungarn, meines erwählten Nachfolgers, zugegen sein und ihn in unserer kaiserlichen Residenz willkommen heißen sollt.“

Herr von Waldstein machte seine Abschiedsverbeugung, und der Blick, mit welchem er die matte und gebrochene Gestalt des Kaisers anschaute, war voll tiefer Theilnahme.

Kaum aber hatte der böhmische Edelmann das Zimmer verlassen, als Rudolf sich mit stolzem Anstande hoch emporrichtete, seinem kaiserlichen Vater Max in diesem Moment mehr als je in seinem vorherigen Leben ähnlich sehend.

„Nun wohl, ich werde sterben; es kann mir ja nichts

Schlimmeres begegnen als der Tod! Mögen sie mich tödten, mag der Sohn meiner Mutter mit brudermörderischer Faust selbst den Stahl in diese unbeschützte Brust bohren! Ich werde vor den Thron des Allerhöchsten treten mit der Gewißheit, daß ich seine heilige Kirche beschützt und nicht leichtsinnigerweise das Blut meiner Unterthanen vergossen habe. Auch der Kaiser ist nur ein Mann, und kein Mann kann mehr als einmal sterben für seinen Glauben und seine Pflichten."

Es war ein lichter Frühlingsmorgen, einige Tage nach dem Abende, an welchem die kleine Magdalene Kepler beim Glanze der ihr aus den Fenstern des Hradschin entgegenstrahlenden Fenster eingeschlafen war, um in einem andern Lichte als dem, welches die Erde erhellt, zu erwachen. Auf dem altstädter Ringe wogte eine bedeutende Menschenmenge auf und ab, meistens aus Personen der geringern Stände bestehend. Die Fenster aller Gebäude des schönen Platzes waren mit Teppichen geschmückt, und grüne Gewinde, aus zartem Birkenlaube und den dunklen Zweigen der immergrünen Nadelhölzer geflochten, schlangen sich von einem zum andern längs aller Façaden. Fahnen mit den Farben Böhmens wehten von vielen Giebeln und besonders erschien das ehrwürdige Rathhaus im stattlichsten Festschmuck. Lautes Jubelgeschrei belebte von Zeit zu Zeit die promenirende

Menge, man schien ein großes Freudenfest zu feiern, und es machte einen eigenthümlich düstern Eindruck, als etwa in der zehnten Stunde des Vormittags ein Leichenzug sich still und ohne fahnentragende Priester und Weihrauchfässer schwingende Chorknaben langsam zwischen der fröhlichen Menge dahinbewegte. Der Sarg von Eichenholz, ohne glänzende Schilder und bunte Draperien, verschwand fast unter den Kränzen von Veilchen, Immergrün und den zarten Blümchen, die man im deutschen Norden Schneeglöckchen nennt. Vier Männer in der ernsten Tracht protestantischer Leichenträger trugen die kleine Bahre, welcher Johannes Kepler, seinen Ludwig an der Hand führend, zunächst folgte. Meister Eusebius, der protestantische Diener Polixena's, mit seinem kräftigen Arme die blasse Großmutter stützend, ging dicht hinter ihm, und ein schlanker Mann in des Gelehrten Alter, dessen braune Haare aber an den Schläfen sich schon leicht mit Grau zu färben begannen, machte mit Margarethe Kepler den Beschluß des kleinen Zugs, dem die freudig aufgeregte Menge, mit der natürlichen Ehrfurcht vor dem ernsten Schauspiele des Todes die Hüte ziehend, Raum gab.

Kepler's Augen waren vom Weinen matt und doch lag in denselben ein Ausdruck, den man fast hätte freudig nennen können.

Auf dem gar nicht umfangreichen Platze neben der Teinkirche war das kleine Grab gegraben, in welches man jetzt die Leiche des holden Wesens versenkte, an dem Kepler's Vaterherz mit so inniger Liebe gehangen. Der Abschiedsblick aber, den er auf die Kränze von Frühlingsblumen warf, die den Deckel des Sarges ganz überdeckten, bevor er mit seiner zitternden Hand die erste Erde auf denselben warf, weilte kaum einen Moment lang in der düstern Gruft und erhob sich dann zu dem blauen Frühlingshimmel, an welchem nur einige silberne Wölkchen von wunderbarem Lichte schimmernd dahinschifften. Als die wenigen bei der einfachen Feierlichkeit Anwesenden leise das Vaterunser gebetet hatten, nahm Apollonia den Arm ihres Sohnes und verließ mit ihm zuletzt den Gottesacker. Meister Eusebius und der Fremde nahmen in dem Menschengedränge, das sie zurückkehrend wieder durchschreiten mußten, sich der beiden Kinder an, die ihrer Thränen immer noch nicht Herr werden konnten und ohne den Schutz dieser Freunde jetzt wirklich hätten in Gefahr gerathen können, denn der altstädter Ring war zu einem wogenden Meer von Menschen geworden, deren Festgewänder und freudestrahlende Blicke einen seltsamen Contrast zu dem kleinen Trauerzuge bildeten, der mit langsamen Schritten nach dem Hause zurückkehrte, das jetzt leer geworden war,

weil man sie hinausgetragen. Sie! Niemand nannte den Namen des kleinen Kindes, das zum Engel geworden in der ewigen Heimat alle die erwarten würde, die es in seiner Menschengestalt so sehr geliebt hatte. „Du hast nie ein Kind begraben?“ flüsterte Johannes der Matrone zu, die sich kaum fühlbar auf seinen Arm stützte.

„Ich habe ja nie eins geboren!“ entgegnete sie mit einem Seufzer. „Der Herr, der jedem Erdenbürger die Last, die er auflegt, nach der Kraft, die er verliehen, bemißt, hat mir die Mutter, die noch lebte, zu einer Zeit genommen, wo ich die Größe meines Verlustes nicht zu begreifen fähig war, und als mein braver Matthias von mir ging, hatte ich Grund, des Herrn Barmherzigkeit zu preisen, der ihm Ruhe bereitete und ihn das Elend nicht schauen ließ, in dem mein Herz erschauerte.“

„So hast Du also, meine theure Mutter, die feste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß der erhabene Geist des Weltalls die Schicksale der Menschen bestimmt, nicht wie die Bahnen der Weltkörper, nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen, sondern wie etwa ein Vater die Schicksale seiner Kinder bestimmen würde, in mitleidsvollem Erbarmen, das vom Herzchen des schlafenden Kleinen selbst das eigene Händchen weghebt, dessen leichte Wucht doch den Athem des Schlummernden behindern könnte?“

„O Johannes, mein geliebter Sohn“, entgegnete die Matrone, den begeisterungsvollen Blick ihrer klaren Augen zu den seinigen emporrichtend, „was ist denn Gott, dessen Sein Du so eifrig suchst und so sicher findest in seinen Werken, wenn er nicht die Seele des Weltalls, die belebende Kraft des großen Weltganzen ist, von dem wir entweder nur immer einen unendlich kleinen Theil sehen können oder, wenn wir das Ganze zu sehen uns bestreben, dies als ein unendlich verkleinertes in den Spiegel unseres Auges aufnehmen müssen? Gott, das Ich der Welt, fühlst Du nicht, daß es Dein Ich ist, was regierend, wollend auch die Spitze Deines Fingers bewegt, was die Thräne rollen läßt aus Deinem Menschenauge? Du liebst Dein Kind, Du liebst es, ob es Dir auch hier auf Erden entrissen ist, Du hast es treu bewahrt und gepflegt in jeder Stunde seines kurzen Lebens — bist Du denn mehr als der Allmächtige? Bist Du unabhängig von der Seele des Weltalls, dessen kleinstes Atom Du doch nur bist? Würde Dein kleiner Finger sich regen und bewegen können, wenn die Kraft der Bewegung nicht in Deinem Ich läge? Und würde Dein Ich das Wesen lieben können, das von Deinem Ich ausgegangen, doch jetzt der Erde entrückt ist, wenn nicht die Weltseele die Liebe wäre, die Liebe, die, durch alle Sonnen, alle Erden verbreitet,

es auch dem Atom Deiner Menschenseele möglich macht, zu lieben, fort und fort zu lieben, nicht den Staub Deines Kindes, der dort in dem kleinen Sarge alle edlen Wandlungen durchmacht, bis er als die Blüte eines Grashalms wieder zum Sonnenlichte emporblickt, nein, das Ich des kleinen Wesens, das, obschon unzweifelhaft ein Theil Deines eigenen Ichs, möglicherweise doch jetzt schon der Erde nicht mehr angehört?"

Kepler hatte mit glänzendem Blick auf Apollonia's Worte gehört und sagte dann, leise die kleine, weiche Mutterhand drückend, die matt auf seinem Arme lag:

„Gott, ja Gott ist die Liebe, und darum ist Liebe ein ewiges Gesetz in allen Welten, die durch die unendlichen Räume des Alls ihre stillen Bahnen wallen, still für das Ohr des Menschen auf Erden, harmonischer Wohllaut vielleicht für höhere Geister, die fähig sind, denselben durchs unendliche All ertönen zu hören. Mein Lenchen, mein süßes Kind, tönt er Dir vielleicht schon als ein: Heilig, heilig, heilig ist der Herr! entgegen?"

Sie waren während dieses Zwiegesprächs an Kepler's Wohnung angekommen, wo man während des Leichenzugs die kranke Barbara unter der Obhut einer barmherzigen Schwester zurückgelassen hatte, denn damals schon und während aller Religionszwiste übten diese edlen Jungfrauen ihre Christenpflichten ohne Rück-

ficht auf den Glauben derjenigen, die ihrer Hülfe bedürftig waren.

Als die Familie mit den beiden Freunden Kepler in das gewöhnliche Wohnzimmer gefolgt war, saß Barbara neben der barmherzigen Schwester, die, bereits hochbejahrt, der Kranken mit ruhiger Würde erzählte, wie in der Stadt große Festlichkeiten vorbereitet würden zum Empfang des Erzherzogs Matthias, der jeden Augenblick eintreffen könne auf dem altstädter Rathhause, wo man schon vor mehreren Tagen Zimmer zu des Fürsten Residenz hergerichtet und äußerst kostbar ausgeschmückt habe.

Kepler heftete seine Augen voll stiller Trauer auf sein unglückliches Weib und sagte dann zu Meister Eusebius, der eben im Begriff stand, von seiner Freundin Apollonia Abschied zu nehmen: „Also der Ankunft des Matthias galt der laute Jubel dieser falschen Böhmen?“

„Ja!“ entgegnete der Haushofmeister und setzte mit einem Seufzer hinzu: „Meine durchlauchtigste Fürstin ist sehr betrübt und schon seit mehreren Stunden auf dem Hradschin mit ihrem edlen Gemahle anwesend, Sr. Majestät dem Kaiser Rudolf, den Gott erhalten möge, die Beweise ihrer Treue und Ehrfurcht zu Füßen zu legen.“

„Das sieht der erhabenen Frau ähnlich, dem verrathenen und verlassenen Kaiser einen sichtbaren Beweis ihrer Treue zu geben, und sie zeigt mir, was zu thun auch meine Pflicht ist. Ich habe jetzt nicht das Recht, mich der Trauer um mein süßes Kind hinzugeben, ich darf mich nicht des Gesprächs mit dem Jugendfreunde getrösten. Ich verlasse Dich, Besold, der Du gerade in einer so schweren Stunde in mein Haus getreten bist; bleibe hier bei meiner herzlieben Mutter, bis ich in der Kaiserburg mir über meines Fürsten Gesundheitszustand und Willensmeinung Belehrung verschafft habe. König Rudolf war mein Wohlthäter, mein Beschützer, und mein Blut und Leben muß ihm gehören, solange er lebt und meine Glaubensgenossen nicht verfolgt und angreift."

Der wackere Gelehrte nahm nun auch noch Abschied von Meister Eusebius und befand sich in wenigen Minuten vor dem Angesichte Rudolf's, der schon vor längerer Zeit den Befehl gegeben hatte, seinen Hofastronomen zu jeder Tagesstunde vor sich zu lassen.

Der in den letzten Tagen sehr gealterte Kaiser saß in einem Lehnstuhle und ein freundliches Lächeln flog über seine matten Züge, als Kepler mit tiefer Ehrfurcht vor ihm niederkniete.

Der junge Fürst von Lobkowitz stand in stolzer,

ritterlicher Haltung neben dem Monarchen und ein edles Feuer sprühte aus seinen Augen, als er auf den knieenden Kepler blickend mit festem Tone sagte: „Nein, Ew. Majestät sind nicht verlassen und ich bin nicht der einzige treue Unterthan, der jetzt zu dem erhabenen Throne eilt; dieser Mann, dieser große Gelehrte ist Protestant, aber sein Glaube ist kein Hinderniß seiner Treue. Mein kaiserlicher Herr, erwählter König meines theuern Vaterlandes, zeigt Euch Euern Böhmen und es wird Euch alsbald klar werden, daß viele, sehr viele denken wie er und ich. Kein Glaubensbekenntniß ist der Treue feindlich; zeigt Euch den Bewohnern Prags und bald wird eine Schaar tapferer Männer um Euch versammelt sein, fest entschlossen, Blut und Leben an die Behauptung Eures Rechts zu setzen."

„Eine Deputation der böhmischen Stände", meldete der eingetretene Kämmerling, „bittet um die Gnade, bei Sr. Majestät vorgelassen zu werden."

Der Kaiser schaute unruhig mit seltsam verstörtem Blick im Zimmer umher und fragte dann mit unsicherer Stimme: „Wer sind die Leute und welche der Herren befinden sich an ihrer Spitze?"

„Herr Wenzel von Budova ist der Führer des Zugs und verlangt ein persönliches Zwiegespräch mit Ew. Majestät", entgegnete der Kämmerling.

„Man lasse ihn eintreten, aber nur ihn allein!“ war des Kaisers Bescheid, der sich jetzt plötzlich in seiner stattlichen Größe von seinem Sessel erhob und mit hochgetragenem Haupte auf den eintretenden Abgesandten der meuterischen Böhmen blickte.

Wenzel von Budova, einer der Hauptführer der böhmischen Protestanten, war ein stattlicher Mann mit kühnem Blick, den er einen Moment lang mit verächtlichem Ausdruck auf dem Fürsten von Lobkowitz weilen ließ, welcher auf sein Schwert gestützt zur linken Seite des Kaisers stand.

„Was ist Euer Begehr, Herr von Budova?“ fragte der Kaiser mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Ich erscheine hier vor Ew. Majestät Augen, um im Namen und Auftrag der drei Stände Böhmens Ew. Majestät zu bitten, einen Landtag auf den nahen zweiten April ausschreiben zu wollen, zugleich aber habe ich den Auftrag, Ew. Majestät zu melden, daß die böhmischen Stände fest entschlossen sind, wenn Ew. Majestät solches von Ihrer Seite nicht thun wollen, auch ohne dieses Ausschreiben aus eigener Macht sich an dem genannten Tage zum Landtag zu versammeln, um endlich dem so lange schwer geplagten Lande Frieden und die heilige Religionsfreiheit zu geben.“

Der alternde Kaiser hatte sich bei diesen unehrerbie-

tigen Worten auf seinen Stuhl niedergelassen. Seine Blicke schweiften unruhig durch das Zimmer und blieben auf der edlen Gestalt Kepler's haften, der mit gesenkten Augen und die Hand auf die Brust gelegt dastand, ein Bild sanfter Resignation, während der Fürst von Lobkowitz dem Herrn von Budova wüthende Blicke zuschleuderte und den Schwertgriff mit der rechten Hand krampfhaft umklammert hielt.

In der Brust des Mannes, der in diesem Moment noch König von Böhmen und deutscher Kaiser war, wogten seltsame Gefühle auf und ab, Gefühle, in genauestem Zusammenhang stehend mit den Gedanken, die Kepler's ruhige Gestalt in seinem Geiste erwachen ließ.

„Dieser Mann", sagte der Kaiser zu sich selbst, „berechnet die Bahnen der Weltkörper, deren Boden nie ein Erdgeborener berühren und betreten kann, er zieht Schlüsse nach seinen Beobachtungen über die Nähe und Ferne von der Sonne auf die Art und Natur der Wesen, die sie bewohnen können, und denkt an die Möglichkeit, sich mit denselben auf irgend eine Weise in Verbindung zu setzen, und da steht er, von der Erde nicht so viel Eigenthum besitzend, als die Sohle seines Fußes bedeckt, Gatte eines wahnsinnigen Weibes, in Trauer um ein verlorenes geliebtes Kind und voll tiefer Sorgen um das irdische Fortkommen seiner noch lebenden

Kleinen; da steht er, und seine schönen Züge sind so voll tiefen, sanften Friedens, sein Lächeln ist glückselig, wie das eines von den Engeln träumenden Kindes. Das ist die Macht der Wissenschaft, das ist die Weisheit, von der die größten Menschen aller Nationen des Alterthums schon lange, lange vor der Geburt des Welterlösers sprachen, das ist das einzige der Menschenseele erreichbare Glück. Es haben die Kronen, die mein Vater mir vererbte, meine arme Menschenstirn wund gedrückt, und Blut ist geflossen jedesmal, wenn man mir wieder eine vom Haupte riß. Jetzt kein Blut, keins mehr! Nicht ein einziger Tropfen in allen meinen Reichen soll noch fließen, damit Rudolf von Habsburg noch eine kurze Zeit länger die Krone dieses undankbaren Böhmerlandes auf seiner schweißtriefenden Stirn fühle. Mag Matthias, mein Todfeind, aufheben, was ich wegwerfe, ich will ihm den Brudermord ersparen, den die Sterne — aber sollte es denn wahr sein, daß ihre Constellationen keinen Einfluß haben auf die Thaten und Schicksale der Erdbewohner? Gleichviel, ich selbst will mich über sie stellen, und ich kann es!"

Mit einer hoheitsvollen Handbewegung winkte er dem stolzen Budova Schweigen zu und sagte dann: „Ich will mich den böhmischen Ständen nicht unterordnen, ich, Euer erwählter und gekrönter König, aber ich will,

und sagt das denen, die Euch gesendet haben, die Krone Eures rebellischen Landes auch nicht länger auf meinem gesalbten kaiserlichen Haupte tragen. Krönt meinen Bruder Matthias noch jetzt, während ich lebe, damit bei meinem Tode sie nicht zum Zankapfel werde und neues Blutvergießen errege unter den Fürsten des deutschen Reichs. Geht, Ihr seid entlassen!"

Kaum hatte der erschrockene Abgesandte sich entfernt, als die Fürstin Polixena in das Zimmer trat. Ihr schönes Angesicht war von heißen Thränen überströmt, als sie sich, die gefalteten Hände emporhebend, vor Rudolf niederwarf.

„Was habt Ihr gethan, was habt Ihr gethan, mein kaiserlicher Freund!" rief sie unter lautem Schluchzen.

„Was recht war, Polixena!" entgegnete Rudolf mit Hoheit. „Erkennt, daß ich den Frieden dieses Landes schützen, die Hand des Matthias vom Bruderblute rein erhalten und mich selbst von einer Last befreien will, die meinen Schultern zu schwer wird. Tretet näher, Magister Johannes Kepler, und sagt dieser Dame, was Ihr, das weiß ich, längst erkannt habt, daß diese Erde, ein Staubkorn im Weltall, viel zu klein sei, um sich ihres Besitzes wegen zu streiten, da die unsterbliche Seele des Menschen, Eure eigene Seele, schlichter, frommer Mann, sich weit über dieselbe emporschwingend andere Sterne

aufsuchen kann, die der Sonne näher und schöner sind als dieser kleine dunkle Ball, der nur einen armseligen Mond zum Gefährten auf seiner Bahn hat. Was ist mir Böhmens Krone? O es ist ein erhabenes, ein bedeutungsvolles Zeichen, daß die Krone des deutschen Kaisers ein gekrümmter Nagel vom Kreuze unseres allerheiligsten Erlösers ist. Es hat mein erhabener Vorfahr, der fünfte Karl, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, alle auf seinem Haupte vereinigten Kronen abgelegt am Fuße des Kreuzes und sein kaiserliches Leben in der Stille eines Klosters beschlossen. Seid eine glückliche Gattin, Polixena, und bewahrt in Eurer edlen Seele das Andenken Eures kaiserlichen Freundes, der in keinem Moment seines Lebens der Krone Eures Vaterlandes unwürdig war. Ihr aber, Magister Kepler, fürchtet nicht, daß Ihr das Brod für Eure Kinder verlieren sollt, wenn ich dies treulose Land, in das ich Euch zog, nun verlassen werde. Man soll Euch als des Reiches Mathematikus besolden, und kann ich auch meinem Nachfolger das Interesse, die heilige Liebe, die Gott für Wissenschaft und Kunst in meine Brust legte, nicht einhauchen, so will ich bei meiner kaiserlichen Ehre dafür sorgen, daß der einzige Gelehrte, der mir treu blieb, als mich Alles verließ, wenigstens vor Hunger und Elend geschützt bleibe."

Johannes Kepler hatte, zu den Füßen des Kaisers knieend, mit aufrichtiger Treue die Hand des Monarchen an seine Lippen gezogen, und eine warme Thräne, die auf dieselbe aus den Augen fiel, die in die Tiefen des Himmels so oft schon mit seligem Entzücken geschaut hatten, war Zeuge, daß er das rein menschliche Gefühl in der Brust des verrathenen Monarchen zu erkennen und dankbar zu würdigen wußte.

Während dieses Vorgangs in dem Saale auf dem Hradschin ward die Volksmenge vor dem altstädter Rathhause immer dichter und glänzender, bis endlich in der stattlichsten Staatscarrosse, die sein kaiserlicher Bruder ihm durch seinen frühern Abgesandten, Adam von Waldstein, entgegengeschickt hatte, Erzherzog Matthias erschien, sein Absteigequartier hier im Mittelpunkte der Altstadt Prags zu nehmen, um, wie er meinte, dadurch den Böhmen einen Beweis seines uneingeschränkten Vertrauens zu geben.

Erzherzog Matthias, der zweite Sohn des von seinen Unterthanen so heißgeliebten Kaisers Max, war nur wenige Jahre jünger als Rudolf und zur Zeit auch noch unvermählt. Er saß, ein sehr stattlicher Herr noch, dem man seine siebenundfünfzig Jahre nicht ansehen konnte, neben seinem Rathgeber und ersten Minister, dem Cardinal Khlesl, der in den prächtigen Gewändern, zu denen

seine geistliche Würde ihn berechtigte, den hohen Kirchenfürsten darum nicht weniger stattlich repräsentirte, weil er nicht, wie Rudolf's Freund und Minister, der Cardinal von Dietrichstein, aus einer vornehmen Familie stammte. Khlesl war der Sohn eines armen Mannes, und nur sein großer Verstand und seine Gabe, die Zeitumstände zu nützen, hatten ihm das Vertrauen des ehrbegierigen, regiersüchtigen Fürsten erworben, dem er bei allen seinen Plänen eine feste Stütze gewesen war.

Es möchte schwer zu entscheiden sein, welcher der beiden Männer, die so stolz und heiter auf die Volksmenge niederblickten, einen größern Triumph beim lauten Zujauchzen derselben in seinem Herzen fühlte, beide aber verstanden es wohl, ihren Gesichtsausdruck so zu beherrschen, daß er, den besondern Umständen ihres Einzugs angemessen, nicht den triumphirenden Jubel zeigte, der sie bewegte.

An der Freitreppe des Rathhauses standen viele der vornehmsten böhmischen Standesherren, besonders die der protestantischen Partei angehörenden, mit entblößten Häuptern, und die Federn der Hüte, die sie in ihren Händen hielten, fegten fast den Boden, als sie sich vor dem Erzherzog verbeugten, der, von Khlesl und dem Grafen Adam von Waldstein gefolgt, mit raschem Schritt die wenigen Stufen der Freitreppe des alter-

thümlichen Gebäudes hinanstieg. Lautes Jauchzen aus tausend Kehlen schallte ihm nach und bewillkommnete ihn jedesmal, wenn er seine stattliche Gestalt am Fenster zeigte.

„Wir werden sicher schlafen in der Hauptstadt unserer treuen Böhmen", sagte Matthias zu seinem Vertrauten Khlesl, als die edlen Herren, die bei seinem Empfang gegenwärtig gewesen, sich entfernt hatten.

„Das dürfen wir hoffen", entgegnete der Cardinal, „ja wir dürfen dessen sogar ganz gewiß sein, da zwölfhundert Mann von Ew. Majestät kriegsgeübten ungarischen Truppen in Prag stehen und die Wachtposten hier vor unsern Schlafzimmern von diesen Ew. Majestät, die dieselben gegen die Türken siegreich führte, ganz ergebenen Männern doppelt besetzt sind."

„Ich verlasse mich mehr noch auf die Treue des böhmischen Volkes", sagte Matthias ruhig.

„Aber böhmische Treue ist verrufen, wie punische es einst war", meinte Khlesl und setzte mit leisem Tone hinzu: „Mein hoher Fürst, König von Ungarn und jetzt auch wohl bereits König von Böhmen, traut einem Volke nie, das abfallen kann von der Treue gegen Gott! Dieses Böhmen ist am frühesten der Herd der Ketzerei gewesen, und was meint Ihr, würden sie Euch auch Treue beweisen, wenn Ihr wie Euer Bruder Rudolf auf ihr

Geschrei nach Religionsfreiheit ihnen keine Antwort gäbet?"

„Aber ich will ihre billigen Wünsche erfüllen und ich werde es", rief der Erzherzog mit einer gewissen Heftigkeit.

„Dann werdet Ihr Eurer königlichen Macht die beste, die natürlichste ihrer Stützen, die geistliche, entziehen. Ein starkes, wohlorganisirtes Heer kann andern Regenten vielleicht ihre Macht sichern, nicht denen aber, welche einen Völkerkreis regieren, der, aus einer Menge der verschiedensten Nationalitäten bestehend, nicht einmal durch das lockere Band einer gemeinsamen Sprache vereinigt ist. Nur der gemeinsame Glaube kann Eure Völker verbinden, der katholische Glaube, dessen Heiligthümer nicht in den Eigenthümlichkeiten eines einzelnen Volkes wurzeln. Die lateinische Sprache, die uralte, in welcher der Apostel Paulus an die Römer schrieb, ist diejenige, in der die katholischen Priester heute noch den Magyaren, den Czechen, den Wenden in den fernen Marken, den Slavoniern, Walachen, den Serben und Krainern den Segen ertheilen und die von allen unverstandenen Worte sind und bleiben das Band, das sie mit ihrem Gott und ihrem Fürsten in festem Vereine hält. Glaubensfreiheit, das ist ein Wort, hinter dem sich nichts birgt als der natürliche Hang jedes einzelnen

Menschen, sich gegen Zucht und Ordnung aufzulehnen. Luther's Reformation ist nur das Signal, die Lärmtrompete, die die Völker zur Empörung gegen ihre Herren aufruft. Möge sie durch die Weisheit der Priester und Fürsten bald zum Schweigen gebracht werden."

„Aber haben diese Böhmen mich nicht einzig und allein in ihr Land gerufen, um unter meiner Regierung die Glaubensfreiheit zu erhalten, nach der sie nun schon so lange streben?"

„Gebt Ihnen, mein königlicher Herr, was besser ist als Glaubensfreiheit, gebt Ihnen Glaubensfrieden, ohne den weder Euer noch irgend ein weltlich Regiment bestehen kann. Empfing Euer großer Ahnherr Rudolf Graf von Habsburg nicht seiner Frömmigkeit wegen die deutsche Kaiserkrone? Haltet fest an der Kirche, und die Kirche wird wiederum zu Euch halten!"

Der Cardinal stand bei diesen in höchster Ekstase gesprochenen Worten mitten im Zimmer. Wie ein Blutstrom wallte sein purpurfarbiges Gewand um seine hagere Gestalt, und von den dunklen Augen, die in ihrem ganzen Glanze auf den Erzherzog geheftet waren, schienen zwei Feuerströme auszugehen.

Wie ein Blitz zuckte durch die Seele des treulosen Erzherzogs der Gedanke, daß es nicht ein Genius des Friedens sei, der hier vor ihm stehe; er fühlte sogar

etwas wie Reue wegen seiner Treulosigkeit gegen seinen ältern Bruder, der ihm stets nur Gutes erwiesen hatte, in seinem Herzen, aber er unterdrückte schnell diese weichen Regungen und sagte, von seinem Sessel aufstehend: „Gute Nacht, Khlesl! Es ist spät geworden und wir beide müssen morgen bereit sein, diesen Böhmen Rede zu stehen über Alles was, sie uns fragen zu haben."

So schliefen denn die beiden Brüder, die einst unter einem Mutterherzen dem Leben entgegengeträumt und deren erstes Bewußtsein ihnen die Möglichkeit, Kronen zu tragen, vorgeführt hatte, an den entfernten Enden des stolzen Prag ein, Matthias mit dem Bewußtsein, den ältern Bruder, dessen Vorrechte stets seinen Neid erregt, durch seine Klugheit besiegt zu haben, Rudolf mit dem, daß der eherne Wille des Schicksals, das in den Sternen ihm vorausgesagt war, nun wohl in Erfüllung zu gehen im Begriff sei, und fest entschlossen, den mörderischen Absichten seines Bruders durch gänzliche Resignation noch womöglich aus dem Wege zu gehen.

Als der Morgen des zweiten April erschien, an dem die böhmischen Stände sich nach ihrem Willen in dem Saale des Hradschin einfanden, in dem seit Jahrhunderten schon ihre oft unruhigen Berathungen ge-

halten worden waren, wurde zuerst von dem beredten Wenzel von Budova verkündigt, daß Kaiser Rudolf entschlossen sei, auf den Wunsch seiner Unterthanen die Krone Böhmens, die zu tragen ihm in diesen unruhigen Zeiten zu schwer werde, niederzulegen.

Am folgenden Tage berief Matthias die böhmischen Standesherren zu sich in das altstädter Rathhaus, wo er sie aufs huldreichste empfing. Er schüttelte jedem der Eintretenden, gleichviel ob Katholik oder Protestant, die Hand und sagte dann:

„Ihr habt mich nach Prag berufen, hier bin ich nun, sehr edle Herren. Was ist Euer Anliegen an mich? Erlaubt mir, Euch gleich meines guten Willens, Euch zu dienen, von Herzen zu versichern."

„Unser Anliegen, erhabener König von Ungarn, haben wir in diesem Schreiben niedergelegt", antwortete der abermals zum Sprecher erwählte Wenzel von Budova; „es ist von uns allen, ohne Unterschied des Glaubens, unterschrieben."

Matthias sah nach den Unterschriften und fand die des Obristburggrafen von Slawata, des Herrn von Martinecz und noch mehrerer anderer katholischer Herren, die friedlich neben Schlick, Thurn, Budova und andern Protestanten unterzeichnet hatten. Das Schreiben selbst enthielt an ihn die Bitte, die Verwaltung Böhmens in

Gnaden übernehmen zu wollen, da Se. Majestät Rudolf II. wegen seiner mit jedem Jahre zunehmenden Schwäche derselben sich nicht mehr gewachsen fühle. Zugleich ersuchten ihn die getreuen Böhmen, daß er seine ungarischen Truppen alsbald mit denen der böhmischen Stände vereinigen und das noch immer in einigen Gegenden des Königreichs weilende passauer Volk mit diesen vereinten Truppen aus dem Lande treiben möge.

„Zugestanden!“ entgegnete Matthias, dessen Gesicht von Entzücken leuchtete, und es war sein erster Befehl, daß ein Theil seiner ungarischen Truppen, vereint mit allen den Böhmen und Mähren, die sich unter dem Befehl des Herrn von Rosenberg und anderer böhmischer Protestanten in Prag befanden, gegen Budweis und Prachatitz vorrücken sollte, wo die Reste des Ramé'schen Kriegsvolkes noch immer ihr entsetzliches Wesen trieben.

Nach dem Abmarsche dieser Truppen war Matthias, der von seinem ungarischen Militär noch achttausend Soldaten in Prag zu seinem Befehle behielt, factisch Herr der böhmischen Hauptstadt und forderte nun auch, als König von Böhmen gekrönt zu werden.

Die Stände setzten den Tag zu dieser großen Feierlichkeit auf den dreiundzwanzigsten März fest.

Während dieser Zeit lebte Kaiser Rudolf in alter

Weise auf dem Hradschin fort; beide Brüder schienen von einander keine Notiz zu nehmen. Da Polixena mit ihrem jugendlichen Gemahle nach ihrem Schlosse Raudnitz zurückgekehrt war, so war des Kaisers Leben fast das eines Einsiedlers in den prächtigen Hallen des Hradschin, und er nahm in jenen traurigen Tagen nur die allereinfachsten Speisen, besonders in der Schale hartgesottene Eier zu sich, weil die krankhafte Angst, daß Matthias ihm nach dem Leben trachte, wieder in seinem Herzen überhand nahm. Sein einziges Getränk war Wasser aus dem im Hofe des Hradschin rieselnden Brunnen, das einer der Diener ihm holen und nach starkem Umrühren zur Hälfte in des Kaisers Gegenwart selbst trinken mußte. So vergingen dem unglücklichen Mann die Frühlingstage, von deren Schönheit er nichts genoß, da er sie meistens im dicht verhängten und fest verschlossenen Schlafgemach zubrachte. Nachts ging er in die unter der Erde liegenden Marställe und machte dort in gewohnter Weise seine Reitübungen. Zuweilen promenirte er auch einsam oder von einem einzelnen Diener begleitet in den grünenden, jetzt auch mit zarten Blüten geschmückten Gängen des Hirschparks, wo er dann vor den Thierzwingern stehen bleibend die stolzen gefangenen Geschöpfe mit trüben Augen betrachtete. Auch an den Sternenhimmel heftete der Unglückliche nicht selten seine

Blicke, als wollte er fragen: „Was habt ihr mir jetzt noch mitzutheilen, ihr süßen Lichter, in deren Funkeln die Gelehrten meines Kaiserhofs einst das ganze Elend meines Lebens lasen?“

So verging dem einsamen Kaiser Tag für Tag, bis endlich zu Anfang des Monats Mai eine neue Deputation der böhmischen Stände um Audienz bei ihm ansuchen ließ.

Adam von Waldstein, Wenzel von Budova und die Grafen Schlick und Kinsky waren die Vorstände derselben und der Letztgenannte überreichte knieend mit den Geberden der tiefsten Unterthänigkeit dem Monarchen eine Bittschrift.

Rudolf öffnete und durchlas dieselbe und sein gelbliches Gesicht färbte sich mit der Flammenröthe des bittersten Zorns.

„Und das wagt Ihr mir zu bieten, treulose, herzlose Böhmen?“ schrie er in wilder Aufregung; „mir, der schon bei Lebzeiten meines kaiserlichen Vaters Euer erwählter König war?“

„Ew. Majestät haben freiwillig auf die böhmische Königskrone Verzicht geleistet“, entgegnete Wenzel von Budova mit Würde, „und so sind wir in unserem Recht, wenn wir die unterthänige Bitte an Ew. Gnaden richten, uns des Ew. Majestät geleisteten Eides der Treue zu ent-

binden. Das Reich Böhmen muß einen Regenten haben; die Stände sind einig in der Wahl Eures durchlauchtigsten Bruders, denn der Böhmen Herz hängt treu an den Söhnen des hochherzigen Königs Max, der uns Glaubensfreiheit und Frieden in kaiserlicher Huld gegeben. Vielleicht wird Dero Herr Bruder, Erzherzog Matthias, der nach Ew. Majestät seligem Hintritt der natürliche Erbe dieses großen Königreichs und aller der Länder wäre, deren Kronen jetzt Euer Haupt schmücken, in die gesegneten Fußtapfen seines Vaters treten und den Böhmen —"

„Was wollt Ihr Abtrünnige und Verräther?" schrie der Kaiser mit dem Fuße stampfend.

„Niemand kann zweien Herren dienen", antwortete Budova gefaßt. „Entlaßt uns des Eides der Treue, bejaht unsere dahin gehende Bitte, die letzte, mit der sich Böhmens Stände an Ew. Majestät Gnade wenden, und gebt uns dadurch die Freiheit, Euerm Herrn Bruder die Krone unseres Landes, die Ihr von Euch geworfen, in Treue und Unterthänigkeit darbringen zu dürfen."

Rudolf's Züge waren von Wuth verzerrt, sein Mund schäumte und seine Augen waren mit Blut unterlaufen.

„Ich will nicht! Ich werde nicht durch meine eigene Unterschrift das heuchlerische Possenspiel sanctioniren, das dieser Matthias mit mir, seinem Kaiser, treibt!" schrie der unglückliche Fürst mit heiserer Stimme, und die Fe-

der, welche Wenzel von Budova mit unterthänigem Blicke zur Unterschrift hinhielt, aus dessen Hand reißend, warf er dieselbe zu Boden und stampfte mit seinem Absatz den Kiel entzwei. Budova hob sie wieder auf und tauchte sie, ohne ihren Zustand zu beachten, von neuem in das goldene Tintenfaß. Jetzt behielt sie Rudolf in der zitternden Hand. Schwarze Tintenflecken verunzierten bereits den Boden des Zimmers, die Tischplatte und das Blatt, das zum Unterschreiben vorgelegt war. „Fluch Euch, Fluch dem ehr- und treuvergessenen Matthias, Fluch diesem ganzen treulosen Lande!“ sagte er mit schrecklicher Stimme, doch versuchte er seinen Namen unter das Document zu setzen, das die Böhmen ihrer Treue gegen ihn entbinden sollte. Schwarze Tintenströme flossen die Schrift beschmuzend aus der zum Schreiben ganz untauglich gewordenen Feder, doch nahmen die anwesenden Standesherren diese Flecke für die Unterschrift des verrathenen Fürsten und entfernten sich, nachdem Wenzel von Budova, der das schmuzige Document trug, dem Kaiser mit falscher Freundlichkeit für die Abtretungsurkunde gedankt hatte.

Als Rudolf sich wieder allein sah, warf er sich in einen Lehnstuhl, und die noch immer mit Tinte gefüllte Feder mit den Zähnen zerreißend, befleckte er Bart und Wange. In diesem Zustande fanden ihn seine Die-

ner, die ihren in Krämpfen zuckenden Herrn entkleideten und auf sein einsames Lager trugen, wo sich der Schlaf auf seine heißen Augenlider senkte, ein Schlaf, den kein liebendes Auge einer Gattin oder eines Kindes bewachte.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Ein tiefes Geheimniß.

Roman

von

Wilkie Collins,

Verfasser von „Die Frau in Weiß"

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Miriam

Oder:

Graf und Künstlerin.

Nach dem Englischen:

„Transformation"

von

Nathaniel Hawthorne.

Deutsch

von

Clara Marggraff.

Autorisirte Ausgabe.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Schatten von Ashlydyat.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Hart Geld.

Roman

von

Charles Reade,

Verfasser von „It is never too lade to mend".

Aus dem Englischen

von

Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfannenschmidt, Julie,

Johannes Kepler historische Erzählung

Bd.: [2,]2

Leipzig 1865

P.o.germ. 1765 s-2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124547-8